

Lilli Rahn-Bechmann

Der Darmstädter Freundeskreis



*Lilli Rahn, geb. Bechmann*

# Der Darmstädter Freundeskreis

Ein Beitrag zum Verständnis der empfindsamen  
Seelenhaltung des 18. Jahrhunderts

## Inaugural-Dissertation

zur Erlangung der Doktorwürde  
der hohen philosophischen Fakultät  
der  
Bayer. Friedrich-Alexanders-Universität in Erlangen

vorgelegt von

**Lilli Rahn-Bechmann**

aus Fürth i.B.

Tag der mündlichen Prüfung: 17. Februar 1934

Nachdruck

herausgegeben von  
Christine Lubkoll

Erlangen  
Universitätsbibliothek  
2010



## Inhalt

Geleitwort des Präsidenten	VII
Vorwort	IX
Lilli Rahn-Bechmann: Der Darmstädter Freundeskreis: Ein Beitrag zum Verständnis der empfindsamen Seelenhaltung des 18. Jahrhunderts	
Nachdruck	1
Lilli Bechmann-Rahn – eine geschichtliche Würdigung <i>Theodor Verweyen</i>	75
Zur Vita Lilli Bechmann-Rahns <i>Peter Gelius</i>	87



## Geleitwort des Präsidenten

Lilli Bechmann-Rahn (1911–1970) war die letzte jüdische Doktorin der nationalsozialistischen Zeit an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen. Den Repressalien des Naziregimes konnte sie 1939 in die USA entfliehen. Gut ein Jahr nach ihrer Emigration und dem Entzug der deutschen Staatsbürgerschaft erkannte ihr die Philosophische Fakultät der Universität in einem Akt bürokratischer Routine den Dokortitel ab.

Die Universität Erlangen-Nürnberg kann diese unrechtmäßige Aberkennung der Doktorwürde Lilli Bechmann-Rahns nicht ungeschehen machen. Mit der erneuten Publikation der Dissertationsschrift will sie aber dazu beitragen, dass die wissenschaftliche Leistung von Lilli Bechmann-Rahn nicht vergessen wird – stellvertretend für alle anderen verfolgten jüdischen Gelehrten der Universität. In diesem Kontext sind die Bemühungen der Universität zur Einrichtung einer „Stiftungsprofessur für Jüdische Geschichte und Kultur“ zu sehen.

Seit seiner ersten Verleihung im Jahr 1999 hält der Preis für die jahrgangsbeste Dissertation im Bereich des „Dr. phil.“ den Namen von Lilli Bechmann-Rahn in Erinnerung. Der Lilli-Bechmann-Rahn-Preis ist aus der Mitte der Universität erwachsen; Preisgeld und Sockelfinanzierung werden von den Mitgliedern der Fakultät selbst aufgebracht. Dieser Preis ist Teil der Anstrengungen der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, bei der Aufarbeitung der NS-Vergangenheit den Blick auf die Opfer zu richten.

Als ein Glücksfall darf dabei gelten, dass im Ergebnis auch die von Lilli Bechmann-Rahn verfasste Dissertationsschrift „Der Darmstädter Freundeskreis“ erneut ins Bewusstsein der Fachöffentlichkeit gerückt ist. Die Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg legt darum als Teil der konsequenten Aufarbeitung ihrer Vergangenheit die Neuveröffentlichung der Dissertation Lilli Bechmann-Rahns vor. Dies sieht sie als einen wichtigen Beitrag auf dem Weg, ihren jüdischen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern die ihnen zustehende Sichtbarkeit – wenn auch nur posthum – zurückzuerstatten.

Danken möchte ich den Töchtern Lilli Bechmann-Rahns, Ruth Budd und Evelyn Rahn-Megerman, die uns den faksimilierten Nachdruck und die Online-Veröffentlichung der Dissertation ihrer Mutter gestatteten. Danken möchte ich auch den

Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern unserer Universität, insbesondere Frau Professor Dr. Christine Lubkoll, Herrn Professor Dr. Theodor Verweyen und Herrn Dr. Peter Gelius, für ihre umfangreichen Beiträge zur wissenschaftlichen Würdigung dieser Arbeit. Der Universitätsbund Erlangen-Nürnberg e.V. hat mit großer Bereitschaft die Finanzierung der Druckkosten zugesagt, und die Universitätsbibliothek zeichnet für die dauerhafte Online-Veröffentlichung verantwortlich.

Mit dem Nachdruck der Dissertation will die Friedrich-Alexander-Universität an die Schuld von damals erinnern und künftige akademische Generationen zur Wachsamkeit vor ideologisch oder politisch motivierter Einflussnahme aufrufen.

A handwritten signature in black ink, appearing to read 'K.-D. Gröske', written in a cursive style.

Prof. Dr. Karl-Dieter Gröske

Präsident der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg

## Vorwort

Im Jahr 1934 wurde an der Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen (sic!) – unter Betreuung des namhaften Germanisten Benno von Wiese – eine Dissertation über den „Darmstädter Freundeskreis“ abgeschlossen, die auf äußerst kompetente Weise und mit einer Ausrichtung, die für damalige Verhältnisse als innovativ gelten musste, das Phänomen der Empfindsamkeit im 18. Jahrhundert behandelte. Der Verfasserin, der Jüdin Lilli Bechmann-Rahn aus Fürth<sup>1</sup>, wurde im Zuge der nationalsozialistischen Rassenpolitik kurz darauf die Doktorwürde aberkannt, sie musste emigrieren. Ihre lesenswerte Arbeit, bis heute die maßgebliche Studie und ein Standardwerk zum Thema<sup>2</sup>, geriet in Vergessenheit und wurde in der Folge weder rezipiert noch neu aufgelegt. Erst mit den Anstrengungen der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg, dieses dunkle und beschämende Kapitel ihrer Vergangenheit kritisch zu beleuchten und die jüdischen Opfer zu würdigen<sup>3</sup>, rückte

---

<sup>1</sup> Anlässlich der Einrichtung des Lilli-Bechmann-Rahn Promotionspreises der Philosophischen Fakultät an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg im Jahr 1999 (vgl. Anm. 3) haben die Nachkommen der Wissenschaftlerin darum gebeten, den jüdischen Mädchennamen voranzustellen und damit die Verbindung zur Stadt Fürth, in der die Familie Bechmann ansässig war, herauszustellen. Im Rahmen der vorliegenden Publikation wurde dieses Anliegen von Seiten der Tochter nochmals bekräftigt. Im Folgenden ist, diesem Wunsch entsprechend und auch mit Rücksicht auf den inzwischen etablierten Preis, von Lilli Bechmann-Rahn die Rede, auch wenn die Doktorarbeit unter dem Namen Rahn-Bechmann veröffentlicht wurde.

<sup>2</sup> Siehe außerdem: Liebe, Wolfgang: Darmstädter Kreis. In: Kohlschmidt, Werner (ed.) Mohr, Wolfgang (ed.): Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte. Begründet von Paul Merker und Wolfgang Stammler, vol. 1. 1956.; Pezzoli-Bonneville, Christine: Vie intellectuelle et Lumières à Darmstadt entre 1770 et 1774. Baroque, Empfindsamkeit et Sturm und Drang. (Dissertation). Paris 2000.

<sup>3</sup> Seit 1999 wird an der Philosophischen Fakultät jährlich der Lilli-Bechmann-Rahn Preis für eine besonders herausragende Dissertation verliehen. Siehe dazu: Hartmut Kugler (Hg.), Lilli Bechmann-Rahn Preis. Erste Verleihung im Rahmen der Promotionsfeier der Philosophischen Fakultäten am 5. Februar 1999 (= Akademische Reden und Kolloquien. Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg 19), Erlangen-Nürnberg 2000.

Ein Projekt am Institut für Geschichte und Ethik der Medizin widmete sich der Aufarbeitung aller individuellen Schicksale. Siehe dazu: Wittern, R./Frewer, A. (unter Mitarbeit von B. Schottner und A. Thiel): Aberkennungen der Doktorwürde im „Dritten Reich“. Depromotionen an der Medizinischen Fakultät der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen. Erlanger Forschungen, Sonderreihe Band 12. Erlangen 2008.

in den 1990er Jahren auch die Dissertation Lilli Bechmann-Rahns wieder ins Bewusstsein.

Es ist nun ein Anliegen der vorliegenden Publikation, das Verdienst der Studie herauszustellen und diese endlich einem breiten Lesepublikum zugänglich zu machen. Dies geschieht zum einen in dem tiefen Bedürfnis einer späten Wiedergutmachung, zum anderen aber auch deshalb, weil es sich hier um ein für die Literaturforschung äußerst aussagekräftiges und sachlich inspirierendes wissenschaftsgeschichtliches Dokument handelt.

Lilli Bechmann-Rahns Studie zum Darmstädter Kreis und zum „Verständnis der empfindsamen Seelenhaltung des 18. Jahrhunderts“ ist in mehrfacher Hinsicht bemerkenswert. Zum einen liefert sie einen Beitrag zur Empfindsamkeit, der nicht von einem Epochenbegriff, sondern von einem typologischen Ansatz ausgeht. Die Verfasserin beschreibt das Empfindsame weniger als eine literarische Strömung in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts als vielmehr als eine „seelische Grundhaltung“ und „Lebensform“ (S. 2), die nicht nur die Literatur der Zeit, sondern vor allem das Alltagsleben bestimmte. Sie bettet sie ein in die philosophiegeschichtliche Konstellation der Aufklärung und wendet sich, indem sie den Rationalismus und das Sentimentalische des 18. Jahrhunderts als zwei Seiten einer Medaille beschreibt, sehr früh gegen eine schematische Dichotomisierung von ‚Aufklärung‘, ‚Empfindsamkeit‘ und ‚Sturm und Drang‘. Mehr noch: Sie betont gleich zu Beginn, dass sie mit dem Darmstädter Kreis zwar einen „Prototypen des Empfindsamen“ (S. 1) analysiere, den sie aber „keineswegs (als) eine ausschließlich deutsche Erscheinung“ (ebd.) ansehe, sondern der sich in jeweils verschiedenen Varianten und Facettierungen in der europäischen Kulturgeschichte zeige.

Wenn von einer prototypischen „empfindsamen Seelenhaltung“ die Rede ist (S. 1), dann könnte man meinen, die Arbeit verfolge einen anthropologischen Ansatz, wie er in der von Diltheys Hermeneutik in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts geprägten Germanistik durchaus üblich war. Diese Tendenz findet sich tatsächlich in zahlreichen Formulierungen wieder, allerdings wird sie relativiert durch eine entschiedene Historisierung: Es geht der Verfasserin vor allem um die Verbindung einer typologischen Reflexion mit der „Analyse eines historischen Augenblicks“ (S. 1), und es ist sicherlich für eine Dissertation der damaligen Zeit bemerkenswert, wenn das erste Hauptkapitel sich zunächst dem geschichtlichen Kontext widmet: den

sozialen Hintergründen, den kulturhistorischen Voraussetzungen, den alltagsgeschichtlichen Gegebenheiten. Ein weiteres herausstechendes Merkmal dieser Arbeit ist die Erklärung eines literarischen Phänomens, der Empfindsamkeit, aus einer lebensweltlichen Konstellation heraus bzw. das Postulat einer konstitutiven Wechselwirkung. Die provokative Formulierung lautet: „... denn nicht mit Literatur, sondern mit Menschen hat diese Untersuchung vorwiegend zu tun.“ (S. 5) Was Lilli Bechmann-Rahn hier versucht, könnte man mit Dieter Henrichs Begriff der ‚Konstellationen-Forschung‘ umschreiben<sup>4</sup>: Es werden – im konkreten Umfeld des Darmstädter Zirkels der frühen 1770er Jahre – die Beziehungen zwischen den Akteuren beschrieben, es werden ihre Briefwechsel analysiert, „Lebensäußerungen“ untersucht, Querverbindungen hergestellt. Dabei geht es jedoch nicht um eine in erster Linie biographische Lesart, sondern um die Herausarbeitung einer prototypischen Konstellation. Dabei teilt die Verfasserin die Mitglieder des Darmstädter Kreises – unter ihnen der junge Goethe, der junge Herder und seine Braut Karoline Flachsland, Johann Heinrich Merk, die Hofdamen Henriette von Roussillon und Luise von Dieples, die Goethe als ‚Urania‘ und ‚Lila‘ besungen hat, u.a. – in drei Gruppen ein und entwickelt damit eine Typologie des Empfindsamen: die „expressionistische“, die „impressionistische“ und die bloß „beobachtende“ Position. Wichtig erscheint dabei, dass es hier nicht um individuelle, empirisch einzigartige Haltungen, sondern vorwiegend um „Bedeutungsformen und –formeln“ geht (S. 26): Es interessiert gewissermaßen eine ‚Semantik‘ der Empfindsamkeit, der die Verfasserin in den verschiedensten Lebensbereichen nachspürt und die sie in der Wechselwirkung mit literarischen Vorgaben herausarbeitet.

Wenn diese Dissertation nun erneut der Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird, so geschieht dies also auch aus wissenschaftsgeschichtlichen Gründen und aus der Überzeugung, dass hier ein methodologisch erstaunlich modernes Werk vorliegt, das sozialgeschichtliche, literatursoziologische und psychologische Hintergründe beleuchtet, ein ‚literarisches Feld‘ absteckt, den historischen Augenblick als ‚Konstellation‘ beschreibt und eine Semantik des empfindsamen Diskurses herausarbeitet, die letztlich den Weg öffnet für ein typologisches Modell von Literaturgeschichte.

---

<sup>4</sup> Dieter Henrich: Konstellationen. Probleme und Debatten am Ursprung der idealistischen Philosophie (1789–1795). Stuttgart 1991.

Die vorliegende Ausgabe bietet den Nachdruck des gesamten Textes der Dissertation, eine wissenschaftliche Würdigung durch den emeritierten Erlanger Germanisten Theodor Verweyen sowie eine Darstellung der biographischen und universitätspolitischen Hintergründe, die der Preisträger des Lilli-Bechmann-Rahn-Preises 2009, Peter Gelius, verfasst hat.

Zu danken ist dem Universitätsbund der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg für die großzügige Finanzierung der Drucklegung. Ein besonderer Dank gilt den Töchtern Lilli Bechmann-Rahns, Ruth Budd und Evelyn Davis, die spontan und großzügig die Genehmigung zur Online-Publikation der Dissertation ihrer Mutter erteilt haben.

Erlangen, den 20.10.2010

Christine Lubkoll

U34/3553

1. Ex.

# Der Darmstädter Freundeskreis.

Ein Beitrag zum Verständnis der empfindsamen  
Seelenhaltung des 18. Jahrhunderts.

---

## Inaugural-Dissertation

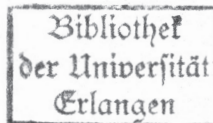
zur Erlangung der Doktorwürde  
der hohen philosophischen Fakultät  
der

**Bayer. Friedrich-Alexanders-Universität in Erlangen.**

vorgelegt von

**Lilli Rahn-Bechmann**  
aus Fürth i. B.

Tag der mündlichen Prüfung: 17. Februar 1934.



1934

Buchdruckerei Karl Döres, Erlangen, Jägerstraße 3

Referent: Prof. Dr. Benno v. Wiese und Kaiserswaldau.

Dekan: Geheimrat Prof. Dr. Klotz.

# Meinen Eltern

UER028012263662



## INHALTSANGABE:

I. Zielsetzung . . . . .	S. 1
Der Darmstädter Kreis als Kulminationspunkt empfindsamer Seelenhaltung S. 1 — Die Erkenntnis seines Wesens, ein Beitrag zur allgemeinen Geschichte der Empfindsamkeit S. 2.	
II. Die historische Situation des Darmstädter Kreises . . . . .	S. 3
Allgemeine historische Situation S. 3. — Die Mitglieder des Freundeskreises S. 4 — Karoline Flachsland S. 5 — Henriette von Roussillon S. 6 — Luise von Ziegler S. 6 — Franz Michael Leuchsenring S. 7 — Johann Heinrich Merck S. 9 — Herder S. 10 — Goethe S. 11 — Leben und Treiben der Darmstädter Empfindsamen S. 12.	
III. Die Struktur der empfindsamen Seelenhaltung S. 13	S. 13
Unbefriedigende soziale Position S. 13 — Dissonanz zwischen Bürgerlichkeit und höfisch orientierter Lebensweise S. 14 — Flucht in irrealer Welt als Folge davon S. 15 — Ursachen der Zirkelbildung S. 16 — Freimaurerei S. 17 — Fehlen jeder zweckhaften Tendenz im Darmstädter Kreis S. 18 — Pietistische Zirkelbildung S. 19 — Stellung zur Gesellschaft S. 21 — Freundschaftsverhältnisse der Empfindsamen S. 22 — Echt empfindsame schwärmerische Freundschaft S. 23 — Freundschaft als Selbstbespiegelung S. 27 — Liebe S. 34 — Neue Stellung der Frau S. 37 — Umdeutung von Liebe in Freundschaft S. 37 — Der Libertin S. 38 — Freundschaftsbeziehungen zwischen Goethe, Herder und Merck S. 39 — Briefkult S. 40 — Briefromane S. 41 — Psychologie S. 42 — Tod und Todesgedanke S. 43 — Melancholie S. 46 — Selbstmord S. 46 — Natur S. 47 — Einsamkeit S. 48 — Religiosität S. 50 — Aufklärerische Elemente der empfindsamen Religiosität S. 51 — Pietistische Elemente der empfindsamen Religiosität S. 56 — Gottesbegriff S. 56 — Tugend S. 57 — Die „schöne Seele“ S. 59 — Herkunft des Wortes empfindsam S. 61.	
IV. Zusammenfassung . . . . .	S. 62
Der Darmstädter Kreis als Brennpunkt aufklärerischer empfindsamer und stürmer- und drängerischer Haltung S. 62 — Aufklärung und Empfindsamkeit S. 63 — Pietismus und Empfindsamkeit S. 63 — Sturm und Drang und Empfindsamkeit S. 64.	
Literaturverzeichnis . . . . .	S. 66
Lebenslauf . . . . .	S. 69

## I.

**Zielsetzung.**

Zweck dieser Arbeit ist, innerhalb des gesamten geistigen Raumes, den das 18. Jahrhundert umschließt, diejenige empfindsame Phase zu verdeutlichen, die sich an der historischen Erscheinung des Darmstädter Kreises offenbart. Nicht Ideen sollen entwickelt und an geschichtlichen Personen belegt werden, sondern eine historische Gegebenheit, nämlich jener empfindsame Kreis, der sich zu Beginn der siebziger Jahre jenes Jahrhunderts in Darmstadt zusammenfand, soll in seiner Wesenheit aufgezeigt werden, wobei die Deutung seiner einzelnen Ausdrucks- und Lebensformen den Zugang zum Verständnis seiner seelischen Grundhaltung eröffnet.

Wir dürfen, da es sich ja nur um die Analyse eines historischen Augenblickes handelt, nicht ohne weiteres diese Darmstädter als Prototypen der Empfindsamen schlechthin ansehen; auch der Halberstädter Dichterkreis ist ein empfindsamer und trägt doch ein ganz anderes Gepräge. Zudem ist diese seelische Haltung ja keineswegs eine ausschließlich deutsche Erscheinung, wenn auch die folgenden Ausführungen, infolge ihres Ausgangspunktes und ihrer Zielsetzung, sich ganz bewußt auf die Erfassung einer spezifisch deutschen Art empfindsamer Seelenhaltung beschränken. Die eigentümliche Zersprengung des deutschen Kulturlebens in eine Reihe von großen und in ein Gewimmel von kleineren und kleinsten Kristallisationspunkten macht die Erforschung und Betrachtung gerade dieser, scheinbar abseits vom großen Strome liegenden Einzelercheinungen notwendig und reizvoll. Auch der Darmstädter Kreis ist solch ein konzentriertes, kristallgleiches Gebilde, Kulminationspunkt einer ganz bestimmten Lebensform. Er bedeutet letzte Blüte einer endenden Kultur, die aber in sich schon die Keime neuen, jungen Geistes birgt. Dem fest umrissenen Objekt der Betrachtung zufolge, werden natürlich nicht alle möglichen Erscheinungsformen empfindsamer Seelenhaltung in unser Blickfeld treten. Doch dem Kulminationscharakter des Darmstädter Kreises entsprechend, ist schon die durch ihn bedingte Auswahl der zu erkennenden Reaktionen dieser Menschen ge-

genüber einzelnen Problemen und Erscheinungen der realen und irrealen Welt sehr aufschlußreich für die seelische Struktur der Empfindsamen. Diese Arbeit ist also bewußt gedacht als Beitrag zur allgemeinen Geschichte der deutschen empfindsamen Seelenhaltung, die es, obgleich mehrfach gefordert<sup>1)</sup>, nicht gibt und infolge der Unerfüllbarkeit dieser Forderung nicht geben kann<sup>2)</sup>. Empfindsamkeit ist eine Lebensform und als solche an keine bestimmte Zeit gebunden, sondern grundsätzlich in jeder Epoche möglich und auch vorhanden. Wechselnd ist lediglich ihre Erscheinungsform, ihre Intensität und ihre Bewertung. Ihre Erfassung ist also kein historisches, sondern ein psychologisches Problem, das sich allerdings am Medium der Historie offenbart. Denn ebenso wie es etwa der seelischen Grundhaltung des Rationalismus, infolge günstigen Zusammenwirkens verschiedenster Umstände, in einer bestimmten Epoche ermöglicht wurde, sich besonders durchzusetzen und das ganze Antlitz dieses Jahrhunderts entscheidend zu bestimmen, so konnte auch die empfindsamen Haltung, infolge einer ihr günstigen Allgemeinsituation, sich in einem bestimmten historischen Zeitraum vorwiegend entfalten und ihm ihr eigentümliches Gepräge geben. Sowohl rationale wie irrationale Einstellung sind als Möglichkeiten der Weltergreifung im 18. Jahrhundert nebeneinander vorhanden und gerade die Ueberbetonung des Rationalen in der Aufklärung mußte als natürliche Reagenz die irrationale Welt der Empfindsamkeit heraufbeschwören. Und am Ende ihres Herrschaftsbereiches, in den siebziger Jahren, verdichtet sich die verfeinerte, verspielte Rokokokultur in dem kleinen Darmstädter Zirkel zu einer letzten reinen Blüte, die allerdings in ihrer zarten Schönheit auch schon die ganze Brüchigkeit und den Ueberästhetizismus dieser Lebensform zeigt und die notwendigerweise dem ersten rauen Ansturm einer mit jungen Kräften begabten Generation weichen mußte. Eine eingehende Betrachtung dieses kleinen Kreises gewährt also die Möglichkeit tiefer Einblicke in das Wesen der empfindsamen Lebensform überhaupt. Denn die folgende Darstellung will nicht Ideengeschichte geben, sondern eine ganz bestimmte seelische Grundhaltung erfassen und verdeutlichen. Entscheidend ist deshalb weniger, welche Ideen die Träger dieser Lebensform aufgreifen, als wie sie einzelne Probleme ergreifen, erleben und abwandeln. Dies geschieht keineswegs bei all diesen Empfindsamen

---

1) u. a. bei Unger, Zur seelengeschichtlichen Genesis der Romantik, a.a.O. S. 317 und Max Wieser, a.a.O. S. 38.

2) Max Wieser versucht in seinem Buche einleitend die „Umriss einer Geschichte der Sentimentalität“ zu geben, doch ist schon seine Deutung der Geschichte der Empfindsamkeit als der „Geschichte der nicht unbedingt notwendigen Hemmungen im seelischen Leben des Einzelnen, wie der Gesamtheit“ (S. 17) recht problematisch und auf jeden Fall viel zu eng.

in gleicher Art und Aufgabe dieser Arbeit wird es sein, die gemeinsame Grundlage ihres Denkens und Handelns bloßzulegen und somit die Besonderheiten dieser Lebensform festzuhalten. Es wird deshalb zunächst versucht werden, durch einen kurzen historischen Ueberblick die Träger dieser seelischen Haltung, nämlich die empfindsamen Mitglieder des Darmstädter Freundeskreises, plastisch zu vergegenwärtigen, um dann im einzelnen ihre Stellungnahme zu charakteristischen Problemen und Erscheinungen des Lebens zu erfassen und dadurch zu den Grundlagen ihrer Lebensform überhaupt vorzudringen.

## II.

### **Die historische Situation des Darmstädter Kreises.**

Die siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts bedeuten für die deutsche Politik einen Ruhepunkt. Die Unruhe, welche die friderizianischen Kriege über Deutschland gebracht hatten, war einem Erschöpfungszustand in Preußen und einer Teilnahmslosigkeit im Reich gewichen; Die Schatten, welche die französische Revolution vorauswarf, hatten Deutschland noch nicht erreicht. Es war eine Zeit der Spannungslosigkeit, eine bürgerliche Epoche, wenngleich in den äußeren Formen der höfisch-barocken Kultur noch weitgehend verhaftet. Aber wenn auch die großen weltbewegenden Spannungen fehlten, so waren diese Jahre darum an inneren Widersprüchen um so reicher, die wenig später, in der Sturm- und -Drang-Bewegung zur Entladung kamen. Vorerst aber führten diese Gegensätzlichkeiten unter dem Deckmantel disziplinierter und wohlständiger Bürgerlichkeit noch ein verstecktes Dasein, der einzelne Mensch ist Träger ihrer Kämpfe, noch nicht die in sich befehdennde Gruppen und Stände aufgelöste Gesellschaft.

Was die Atmosphäre des Darmstädter Kreises besonders bestimmt, ist die enge Verbindung mit dem hessen-darmstädtischen Hof, der sich damals, dank der bedeutenden Persönlichkeit seiner regierenden Fürstin, über das durchschnittliche Niveau dieser kleinen Duodezfürstentümer beträchtlich erhob. Landgraf Ludwig IX., lediglich militärischen Interessen zugewandt, hielt sich meist in seiner Pirmasenser Garnison auf, sodaß die eigentliche Regierung des Landes fast ausschließlich in den Händen der „Großen Landgräfin“ lag. Aehnlich wie ihr Schwiegersohn Karl August einige Jahre später in Weimar, förderte auch diese Fürstin, der Friedrich der Große die bezeichnenden Worte: „sexu femina, ingenio vir“ auf die Urne setzen ließ, verständnisvoll die literari-

schen und geistigen Bestrebungen ihrer Umgebung, wo es ihr möglich war <sup>3)</sup>).

Die immer noch in weiten Bevölkerungskreisen herrschende Ungeistigkeit und Stumpfheit des bürgerlichen Lebens, besonders in den Kleinstädten, verwies diejenigen, die aus dieser Atmosphäre herausstrebten, zunächst noch an den Hof, besonders wenn dieser allen geistigen Bestrebungen, welcher Herkunft sie auch waren, ein williges Ohr lieh. Zudem hatten die meisten Mitglieder des Darmstädter Kreises durch Geburt oder Amt eine mehr oder minder vom Hof abhängige soziale Stellung. Merck war Kriegszahlmeister, Hesse geheimer Rat, Franz Michael Leuchsenring und Mademoiselle Ravel Erzieher des Erbprinzen bzw. der Prinzessinnen, Henriette von Roussillon und Luise von Ziegler Hofdamen, Dr. Leuchsenring Leibarzt. Die übrigen Mitglieder des engeren Kreises, Karoline Flachsland, Frau Merck, Herder und Goethe, waren den eben genannten teils verwandtschaftlich, teils freundschaftlich eng verbunden. Damit sind schon diejenigen Personen aus dem Zirkel genannt, die uns im folgenden interessieren werden. Zu diesen Einheimischen traten auch noch eine Reihe berühmter Zeitgenossen, teils brieflich, teils persönlich in Verbindung, u. a. Gleim, Wieland, Sophie von La Roche, Klopstock, Friedrich Heinrich Jacobi, Lavater u. a. m.

Die Menschen, die uns im Kreis der Darmstädter und ihrer engeren Freunde begegnen, zerfallen ihrem innern Wesen nach in drei Gruppen. Erstens in die eigentlich Empfindsamen, deren ganze Lebens- und Weltanschauung, sowohl gefühlsmäßig, als bewußt in der Hingabe an das eigene Ich beruhte und für die Empfindsamkeit, d. h. ein von ihrem eigenen abgeleitetes, absolutes Gefühl, letzte Instanz allen Handelns und Denkens war. Begreiflicherweise überwiegen unter diesen die Frauen, denn hierher zählen die beiden Hofdamen, die Goethe als Urania und Lila besungen hat, ferner Karoline Flachsland, von Franz Michael Leuchsenring Psyche genannt und endlich dieser „Empfindsamkeitsapostel“ selbst. Im Gegensatz zu diesen „Expressionisten“ stehen die „Impressionisten“, die wohl aus einer empfindsamen Komponente ihres Wesens heraus das sentimentale Treiben mitmachten, obgleich sie halb und halb erkannten, daß sie dem Zwang einer Modeströmung unterlagen, in der sie jedoch zunächst viel zu viel Verwandtes fanden, um sich ihr ernstlich entziehen zu wollen. Aber sie waren stark und vital genug, um sich der auf die Dauer hemmenden Fesseln der Empfindsamkeit noch rechtzeitig entledigen zu können, in der richtigen, wenn auch nur

---

3) So ließ sie z. B. als erste Klopstocks Oden 1771 in einem Sonderdruck von 34 Exemplaren für ihre Freunde veröffentlichen.

unklar bewußten Erkenntnis, daß eine dauernde Hochspannung des Gefühls ein unnatürlicher und unerträglicher Zustand ist. Zu diesen gehören vor allen Dingen Goethe und Herder, was die Erkenntnis, nicht aber die Ueberwindung der Situation anlangt, auch Merck, dem es trotz aller souverainen Kritik und Ironie, mit der er sich über seine wahre Lage hinwegzutäuschen versuchte, nicht gelang, einen gangbaren Ausweg zu finden. Der dritten Gruppe, die weniger eine aktive, als eine beobachtende und vermittelnde Position innerhalb des Darmstädter Kreises einnimmt, gehören die große Landgräfin, Geheimrat Hesse, Wenk, Petersen, Hoepfner u. a. m. an. All diese waren von Natur aus viel zu nüchtern, um empfindsam sein zu können und machten die sentimentale Zeitkrankheit nur in ihren äußerlichsten Erscheinungen mit, weshalb sie auch in unserem Zusammenhang nicht weiter interessieren.

Ohne im einzelnen schon irgendwie deutend auf die innere Wesenheit dieser Darmstädter Empfindsamen einzugehen, sei im folgenden zunächst ihre jeweilige soziale und geistige Situation skizziert, auf Grund derer ihnen ein Zusammenfinden in einem jeder realen Interessengemeinschaft baren Zirkel möglich wurde. Es dürfen natürlich keine ausführlichen Biographien erwartet werden, das würde den Rahmen der Arbeit nach jeder Richtung hin sprengen. Hier kommt es nur darauf an, die einzelnen Mitglieder des Darmstädter Freundeskreises, von denen wir uns wohl meist ein zu literarisches Bild machen, menschlich zu sehen, denn nicht mit Literatur, sondern mit Menschen hat es diese Untersuchung vorwiegend zu tun und die Deutung ihrer Lebensäußerungen, wie Freundschaft, Dichtung, Briefwechsel usw. eröffnen uns den Zugang zu ihrer empfindsamen seelischen Haltung. Die historischen und charakterologischen Betrachtungen beschränken sich daher nur auf das Wesentlichste, zumal sie ja durch bereits vorhandene Literatur beliebig ergänzt werden können.

Die eigentlichen Mittelpunkte dieses empfindsamen Treibens waren die Häuser von Geheimrat Peter Andreas Hesse und Johann Heinrich Merck. Hesses Frau und ihre Schwester Karoline Flachsland, waren nach Goethes Schilderung „Frauenzimmer von seltenen Verdiensten und Anlagen, die letztere, Herders Braut, doppelt interessant durch ihre Eigenschaften und Neigung zu einem so vortrefflichen Manne“<sup>4)</sup>. Mit Ausnahme der im Freundeskreise verlebten Stunden, fühlten sich die beiden Frauen damals keineswegs befriedigt. Hesse hatte die schöne Friederike Flachsland, Tochter eines Amtsschaffners in Reichenweiher im Elsaß, mehr um ihrer Schönheit, als um einer wirklichen Neigung willen geheiratet und

---

4) Goethe, Dichtung und Wahrheit, 12. Buch, Band 26, S. 95 f.

nun gab sein autoritärer und unverträglicher Charakter zu ständigen Zerwürfnissen Anlaß. Karoline, als Waise im Hause ihres Schwagers mehr geduldet als gern gesehen, gewann erst seine Aufmerksamkeit, als sie ihm ihre heimliche Verlobung mit Herder entdeckte, denn nun sah der geltungsbedürftige und ehrgeizige Mann in ihr nicht mehr nur das unbedeutende, unvermögende Mädchen, sondern die Erwählte eines damals doch schon weit bekannten und geschätzten Mannes, mit dem in engere Verbindung zu treten ihm ebenso ehrenvoll als zweckmäßig erscheinen mochte. Karoline Flachsland ist sicher keine in irgend einer Weise außergewöhnliche Gestalt. Ihr Briefwechsel mit Herder läßt sie als ein durchschnittliches, im Grunde praktisch denkendes Mädchen erscheinen. Ihre sentimentale Ueberspanntheit legte sich völlig, als sie der Darmstädter Atmosphäre durch ihre Verheiratung entrückt war. Trotzdem ist bei ihr die empfindsame Lebensepoche, im Gegensatz zu Herder, nicht Durchgangsstadium, sondern für ihr inneres Leben bedeutet jene Zeit einen Höhepunkt. Sie ergibt sich mit ganzer jugendlich-unvoreingenommener Seele dieser Gefühlswelle, die ihr zu einem in ihrem ganzen Leben wahrscheinlich nur dies eine Mal möglichen inneren Aufschwung aus stets drückender und unerquicklicher äußerer Lage verhalf, denn daß auch ihre spätere Ehe mit Herder nicht eitel Glück und Freude war, ist ja allgemein bekannt.

Aehnliches mag die beiden Hofdamen, Luise von Ziegler und Henriette von Roussillon zur Empfindsamkeit hingezogen haben. Ihre persönliche Stellung war, wenn auch nicht gedrückt, so doch äußerst abhängig<sup>5)</sup>. Die Sentimentalität, die alles erstrebenswerte Erleben in das Innere des Herzens verlegte, bot ihnen die einzige Möglichkeit eines von der sozialen Stellung unabhängigen Lebensgenusses.

Henriette von Roussillon, Hofdame der in Darmstadt lebenden Herzogin von Pfalz-Zweibrücken, der Mutter der großen Landgräfin, galt trotz ihrer dauernden Kränklichkeit für die geistvollste und witzigste unter den empfindsamen Damen und Merck sowohl als Goethe schätzten ihren Umgang hoch. Im „Werther“ hat letzterer ihr in der Darstellung des Schmerzes über jene früh verstorbene Freundin ein bleibendes Denkmal gesetzt<sup>6)</sup>. Desgleichen hat er Uranias treuer Freundin Luise von Ziegler, welche die Sterbende bis zuletzt hingebend pflegte, im Bild der aufopfernden

5) Ein anschauliches Bild von der abhängigen, gedrückten, mitunter vor den Nachstellungen der männlichen Mitglieder des Hofes völlig ungesicherten Stellung einer fürstlichen Hofdame der damaligen Zeit gibt Karl Wezel in seinem Roman „Herrmann und Ulrike“, a.a.O., 3. Kap. des 11. Teils bis 4. Kap. des 12. Teils.

6) vgl. Erich Schmidt, a.a.O. S. 284 ff.

Krankenpflegerin Lotte und in der Gestalt des Fräulein von B. dort ein dauerndes Andenken gesichert. Als Hofdame der Landgräfin von Hessen-Homburg, einer Tochter der großen Landgräfin, hatte Goethe Lila in Homburg kennengelernt. Mit einem an Gefühlseligkeit krankenden Herzen war sie an einen Hof gefesselt, dessen unbeirrbar Etikette den Aufschwung ihrer Seele lähmte und sie um ihrer Empfindungen willen kalt und schroff behandelte. Deshalb suchte sie sehnsüchtig nach gleichgestimmten Menschen und mußte sich also den Darmstädtern schon bei erster Bekanntschaft eng verbunden fühlen. Daß ihre Art der Sentimentalität auf nüchternere Gemüter merkwürdig, um nicht zu sagen lächerlich wirkte, ist begreiflich. Sie war z. B. ständig von einem weißen Lämmchen, das sie an rosenfarbenem Bande führte, begleitet; als dieses starb, trat an seine Stelle ein Hündchen. Wenn aber die meisten ihrer Umgebung diese und ähnliche Uebertreibungen aus einem gesunden Abwehrgefühl heraus verspotteten oder belächelten, einer nahm sie ganz ernst und teilte ihre schwärmerischen Neigungen 7):

„Wahrscheinlicherweise geht unser Lieber jetzt zu Bergzabern, an einem rosenfarbenen, seidenen Band, hinter der Elysischen Zieglerin und weidet, von ihrem Lämmchen angelächelt, neben ihm Charmillen und Rosenblätter. — Welch eine empfindsame Schilderung!...“

Dies Opfer von Jacobis Spott war Franz Michael Leuchsenring. Die Nachwelt hat sich lange gewöhnt, diesen merkwürdigen Mann nur im Bilde Goethescher Schilderung zu sehen, doch weder die Aufzeichnung einer halb verblaßten und undeutlichen Erinnerung in „Dichtung und Wahrheit“, noch die stark polemische und durch Mercks Einfluß einseitige Darstellung in den beiden Satiren „Das Jahrmaktsfest zu Plundersweilern“, wo Leuchsenring als Mordechai und „Ein Fastnachtsspiel vom Pater Brey“, wo er als Titelheld erscheint, werden der Wesenheit dieses merkwürdigen Mannes gerecht 8). Sein weniger gründliches als vielseitiges Wissen machte ihn zunächst in allen literarisch-schöngeistigen Kreisen beliebt — wenn er nicht zu lange blieb, denn auf die Dauer machte er sich durch seine Einseitigkeit und Intoleranz überall mißliebig. Trotzdem war er zweifellos kein Scharlatan, denn dazu wußte er zu viel und meinte es zu ernst; er war ein „umfliegender Schwärmer, der nicht schwärmen will und immer schwärmt“ 9). Als schon längst ein neues Zeitalter hereingebrochen war und ganz andere Probleme als der Aesthetizismus des ausgehenden 18. Jahrhunderts

7) Fr. H. Jacobis Briefe, a.a.O. I. S. 43.

8) Eine ausführliche Studie hat ihm M. Bollert a.a.O. gewidmet.

9) Herder an Karoline, a.a.O. II. S. 69.

die Menschheit bewegten, blieb er noch völlig in jener empfindsam-auflärerischen Ideenwelt befangen, in der er einmal seine große Zeit gehabt hatte und in der seine geistige Entwicklung stehen geblieben war. Er ist nicht wie Goethe oder Merck, mit denen er eine kurze Wegspanne gemeinsam zurücklegte, Herold oder gar Vollender einer neuen Zeit geworden, sondern er ragt nur noch als Fossil, als Kuriosum in diese Zeit hinein, als typischer Vertreter einer ganz bestimmten geistigen Haltung der siebziger Jahre des 18. Jahrhunderts.

Was ihm die schöpferischen Menschen auf die Dauer zu Gegnern machen mußte, war sein ausschließlich reproduktives Vermögen, dem auch all seine literarischen Bestrebungen entsprechen. Er wollte „Die Leiden des jungen Werther“ ins Französische übersetzen<sup>10)</sup>, und wäre, da mancher Wesenszug ihn mit diesem verbindet, sicher keiner schlechter Werther-Interpret geworden; er wollte eine „korrekte und beträchtlich vermehrte Ausgabe der Rousseauschen Werke veranstalten“<sup>11)</sup> er wollte ein Wörterbuch aller lebenden Sprachen und gleichzeitig eine leicht zu erlernende Einheitssprache schaffen, also eine Art Esperanto! Da ihm aber dazu der europäische Wortschatz nicht auszureichen schien, verschaffte er sich Wörterbücher der ausgefallensten afrikanischen und asiatischen Dialekte, in der Annahme, daß die Begriffe in allen Sprachen die gleichen seien, und lediglich eine Verschiedenheit der Ausdrucksformen bestände. Eine echt rationale Ansicht, die in der später noch zu erörternden, aufklärerischen Seite seines Wesens begründet ist. All diese Pläne blieben unausgeführt, lediglich das Projekt eines „Journal de lecture“ kam zur Verwirklichung, doch findet sich darin bezeichnenderweise kein einziger Beitrag aus Leuchsenrings eigener Feder, er fungiert lediglich als Herausgeber<sup>12)</sup>. Leuchsenring war ein Mensch von überdurchschnittlicher Intelligenz, aber er hatte, wie Varnhagen van Ense, dem wir die beste zeitgenössische Würdigung dieser Persönlichkeit verdanken, richtig erkannte, „kein Nebentalent, das ihm einen Stand oder ein Fach angewiesen hätte. Er war ... ein Hofrat ohne Amt, ein Gelehrter ohne gelehrten Betrieb, seine Geistes- und Gemütsart im Verein warfen ihn unwiderstehlich auf die Gesellschaftswelt“<sup>13)</sup>. So war der Salon, der empfindsame Zirkel sein eigentliches Betätigungsfeld und als er dies durch Verlust der Freundschaften in Deutschland und durch seine Fremdheit in Frankreich, wo er die zweite Hälfte seines Lebens verbrachte, nicht mehr besaß, hörte auch seine Bedeutung eigentlich auf.

10) Düntzer, Zur deutschen Literatur und Geschichte, I. S. 30.

11) Keller, a.a.O. S. 170. Anmerkung.

12) Näheres über das Journal s. bei Bollert, S. 49 ff.

13) Varnhagen van Ense, a.a.O. S. 179 f.

Aus Langenkandel im Elsaß stammend, war er durch seinen Bruder, den Leibarzt der großen Landgräfin, nach Darmstadt gezogen worden und hatte es bald verstanden, sich das Vertrauen der Fürstin zu erwerben, die ihn zum Erzieher und Reisebegleiter des Erbprinzen Ludwig bestimmte. Als er dieses Amt, in dem er es seiner unsteten Veranlagung gemäß nicht lange aushielt, niedergelegt hatte, hielt er sich bis zur Auflösung des Darmstädter Zirkels im Frühjahr 1773, sofern er sich nicht auf Reisen befand, stets in jenem Kreise auf, der ihm die vollkommenste Resonanz seiner Persönlichkeit gewährleistete. Seinem vielseitigen, „schmetterlingshaften“ und für den empfindsamen Menschentypus so sehr bezeichnenden Wesen zufolge, wird er uns im Verlauf der späteren Untersuchung noch vielfach und in verschiedenstem Zusammenhang beschäftigen.

Weisen die vier bisher betrachteten Gestalten, Urania, Lila, Karoline und Leuchsenring, trotz aller Verschiedenheit der äußeren Schicksale in ihrer inneren Wesenheit eine grundlegende Ähnlichkeit auf und sind sie ungeachtet aller Exaltationen ziemlich eindeutig zu erfassen, so ist dies bei einer so zwiespältigen Persönlichkeit, wie wir sie in Johann Heinrich Merck vor uns sehen, kaum möglich. Sein Charakter stellt den Beschauer immer vor neue Rätsel und Abgründe. In ungewöhnlicher Vielseitigkeit betätigt er sich als Uebersetzer, Verleger, Kritiker, Zeichner, Sammler, naturwissenschaftlicher Forscher, Diplomat, industrieller Unternehmer u. a. m. Sein unerschöpflicher Geist ist ewig rege, treibt ihn zu immer anderer Tätigkeit und läßt ihn am Ende doch unbefriedigt, da ihm, mangels einer echten, ausschließlichen Begabung, der große Wurf nie gelingt. Diese Wesensart verbindet ihn mit Leuchsenring und wieder ist es Varnhagen, der ihre Charaktere im richtigen Verhältnis zusammensieht<sup>14)</sup>.

„... Erstlich die scharfe Entgegensetzung der beiden Naturen, von denen die eine weich, geschmeidig, sentimental und in aller Tätigkeit müßig war, die andere hingegen kalt und streng, schroff und höhnisch, auf Wirklichkeit gerichtet und in aller Muße immerfort tätig. Sodann aber trennte ihre Ähnlichkeit beide Männer ganz entschieden, denn eigentlich war Merck... doch in vielen wesentlichen Bezügen nur eine Art Leuchsenring, von unruhiger Tätigkeit, überall eingreifend, wirksam, vermittelnd, ohne jemals ein eigentliches Fach, eine eigentliche feste Stellung zu finden... In Leuchsenring mußte ihm ein gespenstisches Abbild seiner selbst erscheinen, und weil er dies in der ihm am meisten entgegengesetzten Weise,

14) Varnhagen van Ense, a.a.O. S. 171.

in sentimentalen und gesellig eitlen Täuschungen, auftreten sah, so mußte es ihn bis zum Abscheu anwidern.“

Mercks unstetes Wesen stieß auf die Dauer alle seine Freunde ab, so daß er, anfangs Mittelpunkt eines zahlreichen Kreises, schließlich gänzlich vereinsamte. Sein Bestes hat er zweifellos als Kritiker geleistet. Hier kam ihm seine große Beobachtungs- und Einfühlungsgabe, seine Menschenkenntnis und sein Sinn für echte Werte, den er auch als Kunstsammler bewies, zustatten. Wieland sagt einmal von ihm, er sei das unter den Rezensenten, was Klopstock unter den Dichtern, Herder unter den Gelehrten, Lavater unter den Christen und Goethe unter den menschlichen Menschen sei<sup>15)</sup>. Als Kritiker, Mahner, Vermittler erscheint er auch in dem Kreise der Empfindsamen. Mit Herder, für den er den postillon d'amour im Briefwechsel mit Karoline macht und mit Goethe verbindet ihn damals eine echte Freundschaft. Herder schätzte sein Wissen und seine Verstandesschärfe ebenso wie das teilnehmende Verständnis, das er für seine und seiner heimlichen Braut Situation bewies. Goethe aber brauchte sein treffsicheres Urteil und nur Merck, der dafür ziemlich hohe Kosten auf sich nahm, hatte er es zu verdanken, wenn sein „Götz“ 1773 zum Druck befördert werden konnte. „Bei Zeit auf die Zäun', da trocknen die Windeln, ... das Säumen und Zaudern macht nur unsichere Menschen“, soll er dabei geäußert haben<sup>16)</sup> und wenig später hat er den Freund ebenso energisch zum Druck des Werther ermuntert<sup>17)</sup>. Diese tatkräftige Unterstützung, die Merck allen seinen Freunden angedeihen ließ, gibt ihm in dem Darmstädter Kreise eine gewisse Autorität, wengleich er selbst keineswegs ein Empfindsamer war und die Gefühlseligen oft verspottete.

Auch Herder war seinem Wesen nach kein Empfindsamer, aber was ihn diesen Menschen nahe brachte, war sein für alle irrationalen Seelenkräfte so empfängliches Gemüt. Er hielt sich in jener Epoche dreimal in Darmstadt auf. Zum ersten Mal im August 1770, wo er Karoline kennen und lieben lernte, dann im April 1771, anlässlich jenes unerfreulichen Aufenthaltes, wo es zwischen ihnen beinahe zum Zerwürfnis gekommen wäre und schließlich im April 1773, wo die Trauung stattfand. Sein menschliches Bild, wie es uns zu jener Zeit, vor allem im fast dreijährigen Briefwechsel mit Karoline, vor Augen tritt, befremdet den Beschauer zunächst, der in dem 26jährigen Herder vor allem den Autor der „Fragmente über die neuere Poesie“, der „Kritischen Wälder“ und der „Abhandlung über

15) vgl. Tornius. a.a.O. S. 78.

16) Goethe, Dichtung und Wahrheit, 13. Buch, Band 26, S. 203.

17) Goethe, Dichtung und Wahrheit, 13. Buch, Band 26, S. 228.

den Ursprung der Sprache“ zu sehen gewöhnt ist. Erst eine von dieser Blickrichtung befreite Anschauung wird dem jungen Menschen Herder gerecht. Damals, teilnehmend am heiter-spielerischen Treiben der Darmstädter Freunde, waren er und auch Goethe, für den ein ähnliches zutrifft, Empfindsame unter Empfindsamen, nicht Vertreter irgendwelcher Ideen und Tendenzen, sondern warmblütige, jugendliche Menschen, die beide das Befreiende dieser Darmstädter Atmosphäre fühlten und voll genossen. Der „Dechant“, wie ihn die Freunde wegen seiner Vorliebe für Swift, den Dechanten von St. Patrick<sup>18)</sup> und wohl auch wegen seines geistlichen Amtes scherzhaft zu bezeichnen pflegten, befand sich damals in einer keineswegs angenehmen äußeren Lage. Sein chronisches Augenleiden verbitterte ihm die ohnehin schwere Straßburger Zeit und im Frühjahr 1771 schreibt er an Merck nach Darmstadt<sup>19)</sup>:

„Vielleicht bekomme ich etwas Gesundheit und Geist in Eurer Gesellschaft wieder, oder ich gebe Euch wenigstens durch meinen dämmernden Schatten mehr Anlaß, den Eurigen zu finden.“

Freudig nahm er einen Ruf als Konsistorialrat und Hofprediger in Bückeburg an, aber sein schlechtes Verhältnis zu dem Grafen und die Enge der kleinen Residenz bedrückten und hemmten ihn. So ist es leicht verständlich, wenn er sich während seines kurzen Besuches in der Darmstädter Gesellschaft befreit fühlte und auch versuchte, in seiner Korrespondenz mit Karoline diesen Ton beizubehalten, was allerdings oft mißlang, da ihr tastendes briefliches Kennenlernen und Karolinens Geschick, Herder stets die unbedeutenden Kleinigkeiten mitzuteilen, die ihn kränken oder eifersüchtig machen mußten, manchen Mißton in den Briefwechsel trug.

Der junge Goethe, dessen menschliches Bild uns durch seine Dichtungen wesentlich plastischer vor Augen steht, als das Herders, suchte bei den Darmstädtern Befreiung aus der autoritären Luft seines väterlichen Hauses, Fortsetzung seines ungebundenen Studentenlebens in Leipzig und Straßburg. So wandert er unruhig zwischen Frankfurt und Darmstadt hin und her; „ich gewöhnte mich, auf der Landstraße zu leben, wie ein Bote zwischen dem Gebirge und dem flachen Lande hin und her zu wandern“, schreibt er in „Dichtung und Wahrheit“<sup>20)</sup>. Den „Wanderer“ nennen ihn darum die Empfindsamen und er selbst hat diesen Ausdruck gerne aufgegriffen. „Wanderers Sturmlied“, im Frühjahr 1772 auf dem Weg von Darmstadt nach Frankfurt in einem frühjährlichen Schneegestöber entstanden, ist der vielleicht schönste Ausdruck jener

18) Goethe Dichtung und Wahrheit, 12. Buch, Band 26, S. 111.

19) Wagner II. a.a.O. S. 13.

20) „Dichtung und Wahrheit“ 12. Buch, Band 26, S. 119.

leidenschaftlich-ungestümen Kräfte, die damals in des jungen Goethes Seele zum Lichte strebten.

Im Herbst 1771 war Goethe durch Schlosser mit Merck bekannt geworden und dieser hatte ihn im März 1772 den übrigen Darmstädtern zugeführt. Goethe hatte u. a. die Absicht, sich in der kleinen hessischen Residenz unter Mercks Führung als Maler weiterzubilden; der Hauptanziehungspunkt für seine häufigen Besuche wurde aber bald der empfindsame Kreis, den er im Hause seines Freundes vorfand. „Wie sehr dieser Kreis mich belebte und förderte, wäre nicht auszusprechen“, bekennt er dankbar noch im hohem Alter <sup>21)</sup>. Hier fand er seinen Genius voll verstehende und würdige Seelen, hier fand er sein durch das Friederiken-Erlebnis gestörtes Gleichgewicht wieder und ein Jahr später Beruhigung seiner auch nach der Flucht aus Wetzlar noch immer für Lotte glühenden Leidenschaft. „Unser guter Goethe ist hier, lebt und zeichnet, und wir sitzen beym Wintertisch um ihn herum und sehen und hören“, schreibt Karoline damals an Herder <sup>22)</sup>, und im nächsten Brief: „... mich dünkt, er ist überhaupt etwas stiller und geläuterter geworden.“ Als mit Uranias Tod im April und Karolinens Verheiratung im Mai 1773 der Freundeskreis langsam zerfiel, hatte er auch für Goethe seine Bedeutung verloren. Denn nun wieder innerlich gesammelt, wandte er seine Kräfte dem Werke zu. Im Frühjahr 1773 erscheint anonym der „Götz“, 1774 wurde „Werther“ vollendet, ein Werk, das viele seiner empfindsamen Elemente den Darmstädtern zu danken hat. Mit ihm hat Goethe das hinreißendste Dokument der Empfindsamkeit gegeben, aber damit ist sie für ihn auch überwunden. Eine seelische Haltung, die in ihrer letzten Konsequenz, wie hier im „Werther“, zur Selbstvernichtung führte, mußte von allen Lebensbejahenden, deren Sprecher ja Goethe war, als Gefahr erkannt und unbedingt abgelehnt werden. Die Stürmer und Dränger, die heftig ihren aktiven und subjektiven Lebensanspruch anmeldeten, haben ja dann auch wenig später die Herrschaft der empfindsam-passiven Haltung gebrochen.

Worin lag aber nun die Besonderheit dieses Darmstädter Treibens? Dieser empfindsame Zirkel verfolgte nicht, wie etwa der Halberstädter Kreis um Gleim, der Göttinger Hain oder Goethes und Herders Straßburger Tischgesellschaft, irgendwelche zweckhaften Tendenzen, wie ja überhaupt die Nützlichkeitsidee dem Wesen der Empfindsamkeit völlig entgegengesetzt ist. Diese Dichterkreise fanden sich zusammen zur Pflege einer besonderen Dichtungsart, zur Nachfolge eines einzelnen Dichters u.a.m. Die Darmstädter lebten nur dem ästhetischen Selbstgenuß, der Hin-

21) „Dichtung und Wahrheit“, 12. Buch, Band 26, S. 98.

22) Karoline an Herder, II. S. 281.

gebung an ihr eigenes Ich und der Versenkung in dieses Ich, oder in das gleichgestimmte Du des Freundes, das aber schon deshalb kein echtes Du sein konnte, weil man in ihm nur sich selber, die eigenen Gefühle und ihre Spiegelungen und nicht die Ergänzung des eigenen Ich suchte. Man las zusammen und freute sich über den Gleichklang der Seelen bei dieser gemeinsamen Lektüre, man musizierte und rezitierte, man unternahm Spaziergänge und Landpartien in die Umgebung, weihte eine Grotte, eine Baumgruppe, einen Felsen im Andenken an einen dort verlebten Augenblick, heiligte den Ort, betrachtete ihn als persönliches Eigentum und war böse, wenn ein anderer ihn durch seine Gegenwart oder gar durch Hinterlassung seines eingeritzten Namens profanierte<sup>23)</sup>. Anlässlich einer solchen Gelegenheit entstand Goethes „Felsweihegesang an Psyche“, der fast Veranlassung zu einem ernstlichen Zwist mit Herder geworden wäre. Man spielte sich durch den Tag, man lebte ganz seinen Stimmungen, die den alleinigen Maßstab aller Dinge bildeten. Der Hauch, der über dem ganzen Darmstädter Zirkel lag, war der des sterbenden Rokoko, und nur den Kräftigsten und Vitalsten gelang es, sich aus dieser Atmosphäre zu befreien und in das Neuland des Geistes vorzustoßen; andere, wie Merck, zerbrachen an diesem Versuch und die wahrhaft Empfindsamen endlich, wie Leuchsenring, trugen diese Atmosphäre einer vergangenen Zeit ihr ganzes späteres Leben lang mit sich, konnten den Anschluß an die lebendige Gegenwart nie mehr finden und gerieten, un verstehend und un verstanden, noch bei Lebzeiten in Vergessenheit. Gerade von diesem verspielten empfindsamen Treiben gibt Tornius, auf dessen ausführliche Studie als notwendige Ergänzung zu diesem historischen Teil der vorliegenden Arbeit hier nochmals ausdrücklich verwiesen sei, ein anschauliches Bild und erübrigt so eine eingehendere Schilderung.

Die bisherigen Ausführungen haben versucht, die historische Gesamtsituation dieses Darmstädter Kreises zu umreißen, wie sie sich bei einer ersten kurzen Betrachtung darbietet. Erst die nun folgende Analyse einzelner Erscheinungen und Probleme kann an die seelische Haltung heranzuführen, die diesen flüchtig skizzierten Figuren erst Sinn und Bedeutung gibt und die zu erkennen unser Ziel ist.

### III.

#### **Die Struktur der empfindsamen Seelenhaltung.**

Die obigen kurzen Charakteristiken haben schon verdeutlicht, daß all diese Empfindsamen mit ihrer sozialen Stellung mehr

23) Vgl. hierzu Tornius, a.a.O. S. 127 ff.

oder minder unzufrieden waren, mit Ausnahme Goethes, der aber wieder in anderer Hinsicht gepeinigt und beunruhigt war. Am sinnfälligsten offenbart sich die Tragik der unbefriedigenden sozialen Position bei Merck. Er fand sein Leben lang keine ihm genehme Stellung; das trockene Amt eines Kriegszahlmeisters am hessischen Hof versah er mehr als ungern, konnte es aber doch nicht aufgeben, um sich wenigstens eine gewisse materielle Existenzbasis zu sichern, die aber trotzdem bei weitem nicht ausreichte, seine Bedürfnisse zu befriedigen. Eine im höchsten Maß spannungsreiche und unglückliche Ehe, unter der sowohl er als seine Frau unendlich litten, ohne jedoch die Kraft zu finden, sich von einander zu trennen<sup>24)</sup>, zermürbte ihn vollends, sodaß er schließlich an diesem echt deutschen Zwiespalt zwischen idealem Streben und der Unmöglichkeit realer Verwirklichung seines Wollens zerbrach<sup>25)</sup>. Doch die jeweilige, persönlich unbefriedigende Position dieser Empfindsamen fand ihre Entsprechung, ja ein Gutteil ihrer Begründung in der Gesamtsituation ihres Standes, des Bürgertums. Von vornherein schon brachte die enge Verknüpfung mit dem Hof in diese zum größeren Teil durch und durch bürgerlichen Menschen eine Dissonanz, da die so gewonnene Verbindung mit der höfisch-barocken Kultur, die an jenen kleinen Fürstenhöfen ihre letzten Zufluchtsstätten fand, im Gegensatz gerade zu vielen Zirkeln der hochbarocken Zeit, eine vorwiegend äußerliche war, denn der Hof bestimmte keineswegs wesentlich oder gar ausschließlich die geistige Haltung dieser Menschen. Seine Nähe bewirkte lediglich jene trotz aller Gefühlsexaltationen im letzten ruhige Gemessenheit, die den Darmstädtern eigen ist, im Gegensatz etwa zu dem fast gleichzeitigen Kreis des Göttinger Hainbundes, obgleich beide sich der alleinigen Herrschaft des Gefühles unterworfen hatten. Aber das Gefühl der Stürmer und Dränger war, wenn auch zuweilen noch roh und ungeschliffen, so doch vital und jugendlich, lodernendes Feuer eines neu erwachten Selbstbewußtseins, das Gefühl der Empfindsamen in Darmstadt war subtil, verfeinert, aristokratisch und bewegte sich noch vorwiegend in den verschnörkelten, aber harmonischen Formen der endenden höfisch-barocken Kultur. Und dennoch führten diese Bürger nicht mehr, wie etwa der ältere Kreis um Gleim, gestützt auf sichere Pfründen, ein tatsächlich weitgehend unabhängiges Leben, sondern sie waren ge-

24) Zu Mercks Ehe vgl. die Schrift von Herrmann Bräuning-Oktavio, a.a.O. Auch hier zeigt sich wieder eine merkwürdige Ähnlichkeit mit Leuchsenrings Schicksal, seiner höchst unglücklichen Ehe mit der ehemaligen kgl. preußischen Hofdame Frl. v. Bielefeld. Vgl. Varnhagen, a.a.O. S. 179 ff.

25) Gerade diese Seite von Mercks Wesen beleuchtet trefflich Varnhagens, schon oben im Auszug zitierte Charakteristik, vgl. diese, Varnhagen, a.a.O. S. 171.

zwungen, sich z. T. recht hart um ihre materielle Existenz zu mühen. Diese krasse Dissonanz zwischen höfischer Atmosphäre und beengter Bürgerlichkeit, zwischen realer Position und idealer Forderung an das Leben ist nichts Zufälliges, sondern ist zutiefst im Wesen der empfindsamen Menschen begründet und daß Goethe nur wenige Jahre später wie kaum ein anderer diese Gegensätze zu harmonisieren verstand, beweist, daß er eben nie, auch nicht in dieser Lebensperiode des Gefühlsüberschwanges, ein echter Empfindsamer war, denn diese konnten die Gegensätze niemals überbrücken. Hier erkennen wir schon eine der Wurzeln für das allen diesen Empfindsamen charakteristische Bestreben, sich durch gedankliche Umformung ihrer tatsächlichen Erlebnisse außerhalb der wirklichen Sphäre eine Welt für sich aufzurichten, in der die realen Kräfte und Gesetze des Lebens keine oder nur sehr beschränkte Gültigkeit haben. Eine Ressentimentbewegung also, die das erniedrigte oder unbefriedigte Selbstbewußtsein mehr oder minder gewaltsam in ein Positivum verwandeln will, was natürlich nur im Reich der Phantasie und der Illusionen möglich ist. Dieser Bezirk ist dann auch der eigentliche Bereich der empfindsamen Seelen. Sie bilden eine „Ueberwelt in die reale Daseinswelt“ hinein und suchen Vergessen in den erdichteten Utopien eines fernen Insellebens. Dieser weit verbreiteten Gefühlslage verdanken Romane wie „Robinson Crusoe“ oder die „Insel Felsenburg“ ihre Entstehung und ihre ungeheuren Erfolge.

Noch von anderer Seite wird diese Weltfluchhaltung gefördert, nämlich durch pietistische Einflüsse. Im Pietismus bildete sich zum ersten Male seit der Mystik des Mittelalters eine Bewegung aus, deren Mitglieder, ohne mönchisch der Welt zu entsagen, doch der Außenwelt keinerlei Einfluß mehr auf ihr eigentliches Leben gestatteten und sich eine eigene, höchst subjektive Innenwelt aufbauten, die ihnen allein als Wirklichkeit galt und in der sich die wesentlichen Entscheidungen ihres Daseins vollzogen. Ursprünglich ging die pietistische Bewegung von rein religiösen Beweggründen aus, sie erwuchs im Kampf gegen die Orthodoxie und vertrat eine Frömmigkeit des Herzens, welche die gegebenen Formen der Religion mit neuem Leben zu füllen versuchte. Die Gefahr des Abgleitens ins Ketzerische war, besonders von der Orthodoxie aus gesehen, natürlich groß, weshalb diese besonders den Kampf gegen die Pietisten aufnahm. Die Folge war allerdings, daß diese, in unzählige kleine und kleinste Konventikel zerstreut, immer mehr an Anhängerschaft gewannen. Ursprünglich waren die adeligen Kreise stark an der Ausbreitung des Pietismus beteiligt, aber allmählich wurde es eine mehr und mehr bürgerliche, ja kleinstädtische Be-

wegung, da sie der latenten Ressentimentstimmung dieser Kreise, herrührend aus ihrem erwachenden und in jeder Hinsicht unbefriedigten bürgerlichen Selbstbewußtsein, so sehr entgegen kam und zunächst die einzige Möglichkeit bot, diese mißliche Lage zu ertragen.

Die Empfindsamen mit ihrer Weltfremdheit und ihren überfeinerten Nerven, die ihnen den Erfolg in der Realität versagten, greifen gern diese pietistische Wendung nach innen auf, die sozusagen eine Rechtfertigung ihrer durch Ressentiment und Unvermögen erzwungenen Position darstellt. Sie machen also aus der Not eine Tugend und was ursprünglich Verteidigungsmaßnahme war, wird schließlich Selbstzweck. Man verlegte den Schwerpunkt des Lebensgefühls mehr und mehr, schließlich auch ohne zwingende äußere Notwendigkeit, in diese irrealen Sphäre, die man als eigentlichen Bereich der Freiheit erkannte.

„Die Seele aber bauet und träumt sich natürlich um so lieber und glücklicher fremde Welten, je weniger sie in der gegenwärtigen findet“, schreibt Herder in klarer Erkenntnis dieses Vorganges damals an Merck<sup>26)</sup>. Dabei wird, was anfangs ein Anlaß dieser Abkapselung war, nämlich die unbefriedigende soziale Position, nun zwangsläufig eine Folgeerscheinung, denn mit stets nach innen gerichtetem Blick mußte man Maß und Verständnis für die reale Außenwelt verlieren und so überläßt man sich in völliger Passivität dem äußeren Geschehen, in der tröstenden Ueberzeugung, daß hier die Entscheidungen des Lebens nicht fallen. Dies ist nur eine Wurzel der für die Empfindsamen so charakteristischen passiven Haltung, deren weitere Grundlagen wir noch an anderer Stelle zu erörtern haben werden.

Trotz aller scheinbaren oder wirklichen Gleichgestimmtheit dieser Menschen ist es nicht ohne weiteres selbstverständlich, daß diese Empfindsamen sich zu einer so zirkelartigen Gemeinschaft, wie sie der Darmstädter Kreis darstellt, zusammenschlossen. Hierfür sind neben den psychologischen auch weitgehend historisch bedingte Voraussetzungen maßgebend.

Die Zeit des 17. und 18. Jahrhunderts neigte in hohem Maße zur Bildung von Orden und Zirkeln jeglicher Art, die in Form von Sprachgesellschaften, rosenkreuzerischen, freimaurerischen, pietistischen und anderen Vereinigungen, die nachhaltigsten und verschiedenartigsten Einflüsse auf die Gesamtkultur ausübten. Im Laufe des 18. Jahrhunderts wurde der ursprünglich fest umrissene Zweck solcher Zusammenschlüsse immer mehr verdrängt zugunsten allgemeiner Ideen mit stark aufklärerischer Prägung und infolge dieser Verwässerung des Gehaltes konnte sich die Form als solche in einer an

26) Oktober 1772, Wagner I. S. 35.

sich so formseligen Zeit je länger, je mehr autonom gestalten<sup>27)</sup>. Das große Interesse, das so viele bedeutende Persönlichkeiten des 18. Jahrhunderts (Friedrich d. Gr., Goethe, Fichte usw.) freimaurerischen Bestrebungen entgegenbrachten, gibt schon einen deutlichen Hinweis auf die außergewöhnliche Bedeutung dieser Ideen für die Geistesgeschichte jener Zeit<sup>28)</sup>. In den Freimaurerlogen, den pietistischen Zirkeln, dem philosophischen Eklektizismus spricht sich die Abkehr der Menschen von der objektiven Welt aus, es ist dies die eine Seite der Dualität, durch die dieses Jahrhundert gekennzeichnet ist, für das die Lust am Geheimnis so symptomatisch ist, wie der Drang nach Aufklärung<sup>29)</sup>. Dies erklärt die große Verbreitung und die ganz bewußte Uebertragung der Form des Ordens oder der Loge auf Gemeinschaften, die mit dem ursprünglichen Zweck garnichts mehr gemein hatten. Die Neigung zum Zusammenschluß in geheimen oder öffentlichen, aber irgendwie und sei es durch noch so lose, gemeinsame Regeln verbundenen Zirkeln, lag in der Luft. Solche Bestrebungen lagen den Straßburger oder Wetzlarer Tischgesellschaften zugrunde, denen Goethe angehörte<sup>30)</sup> und ebenso erklärt sich Leuchsenrings Absicht um das Jahr 1770 einen „geheimen Orden der Empfindsamkeit“<sup>31)</sup> zu gründen<sup>32)</sup>, wobei aber, und das ist wichtig, die Betonung bereits auf Empfindsamkeit, d. h. auf der gemeinsamen seelischen Haltung der Mitglieder liegt. Eine ganz ähnliche Idee der Verbrüderung aller Gleichgesinnten ist es, die ihn später zu seiner „Reise des Herzens“ in die Schweiz anregt. Daß Leuchsenring aber tatsächlich genaue Bekanntschaft mit freimaurerischem Ideengut besaß, beweist seine aktive Tätigkeit im Illuminatenorden, dem auch Goethe und Herder angehört haben sollen.

27) „Die Idee der unsichtbaren Kirche, die Gemeinschaft der Menschen als vernünftiger Wesen, übte auf enthusiastische Gemüter die größte Wirkung aus. Deshalb suchte man in der Freimaurerei und in Ordensgründungen aller Art eine Form zu schaffen, welche einen reinen Ausdruck universaler Menschlichkeit darstellte. Aber dies Pathos der Humanität erlischt einmal und es bleiben politische, gesellschaftliche und Wohlfahrtsvereine übrig...“ Salomon, a.a.O. S. 87 ff.

28) Eine eingehende Darstellung bietet Ferdinand Joseph Schneiders Buch, a.a.O.

29) vgl. Salomon, S. 87.

30) Ueber das Wesen dieser Wetzlarer Rittergesellschaft unterrichtet uns Goethe ausführlich in „Dichtung und Wahrheit“ 12. Buch, Band 26, S. 135 ff.

31) Jacobis Briefe, a.a.O. I. S. 397.

32) „Ein Orden der Empfindsamkeit war damals nicht so lächerlich, wie er jetzt erscheint. Ueberdies war in Deutschland eine wahre Sucht, geheime Vereine für geistige Bedürfnisse, Gesellschaften zur gegenseitigen Veredlung, Brüder- und Schwesterngenossenschaften für moralische und religiöse Zwecke zu begründen...“ Varnhagen; zitiert nach Tornius, S. 33.

Goethe betont anlässlich seiner Beschreibung des Wetzlarer Ritterordens mehrfach und ausdrücklich, daß „auch nicht eine Spur von Zweck hinter diesen Hüllen zu finden war“. In noch wesentlich höherem Maße trifft dies auf die „Darmstädter Gemeinschaft der Heiligen“ zu, denn wenn als Ziel der übermütigen Wetzlarer Tischgesellschaft immerhin noch die Vertreibung der durch das langsame Arbeiten des Kammergerichts hervorgerufenen Langeweile gelten kann, so fehlt dem Darmstädter Kreis jede zweckhafte Tendenz, ein Zug, den wir im folgenden noch als typisch empfindsam erkennen werden. Man schloß sich zusammen, nicht weil man ein gemeinsames Programm oder Ziel verfolgte, sondern weil man sich in gleicher seelischer Lage fühlte und von da aus sich gegenseitig in einen Gefühlsüberschwang steigerte, den allein man als das Wirkliche und Lebenswerte anerkannte. Sehr bezeichnend hierfür ist schon die Art solcher gemeinsam verbrachten Stunden, wie es etwa Karoline einmal anlässlich Gleims und Wielands Aufenthalt in Darmstadt beschreibt<sup>33)</sup>:

„Ich bin noch in einem süßen Traum von Freundschaft. Gleim und Wieland waren hier; sie brachten einen Nachmittag bis Mitternacht bey uns zu. O könnte ich Ihnen einige Scenen davon beschreiben, die meine ganze Seele bewegten! Merck, Leuchsenr. und ich schlangen uns in einer Ecke des Fensters um den alten, guten, sanften, muntern, ehrlichen Vater Gleim und überließen uns unserer vollen Empfindung der zärtlichsten Freundschaft! Hätten sie doch dies sanftheitere Gesicht des guten Alten gesehen! Er weinte eine Freudenthräne und ich, ich lag mit meinem Kopf auf Mercks Busen; er war außerordentlich gerührt, weinte mit, — ich weis nicht alles was wir gethan, o süße Thränen meines Lebens! im Arm des Freundes geweint! o süße Thränen der Freundschaft wie göttlich seyd ihr?...”

Charakteristischerweise gibt Karoline garnichts, weder Lektüre, noch Gespräch oder sonst etwas als Grund dieser Rührung an. Das zeigt, daß diese Hochspannung des Gefühls schon durch das bloße Zusammensein zum Ausbruch kam, daß sie, wenn auch nicht voll bewußt, latent im Innern dieser Menschen schlummern mußte, bereit, beim kleinsten Anlaß sich zu entzünden und in dieser empfindsam gesteigerten Stärke des Gefühls glaubte man eine Garantie für seine Echtheit und seine unbeschränkte Dauer zu besitzen.

„Laßt uns, Freunde! uns zusammendrängen, und uns nach Herzenslust idealisieren; das jagt Funken durch Seel' und Herz!

---

33) Karoline an Herder, a.a.O. I, S. 283 f.

Wir elektrisieren uns an einander zur Wirksamkeit und in der Folge auch zum Glücke! Das ist die Inspiration, die wunderbare Schöpferkraft in Belebung der Seelen, wie der elektrische Funke es vielleicht in Blut und Sonne ist.“<sup>34)</sup>

Man hat die Darmstädter „Gemeinschaft der Heiligen“ mehrfach einen pietistischen Zirkel genannt<sup>35)</sup>. Dies trifft aber nicht zu. Keines seiner Mitglieder hatte direkte Beziehungen zur Religionsübung des Pietismus. Nur in der Gestalt von Mercks Freund Ludwig Karl von Schrautenbach-Lindheim, einem gebürtigen Darmstädter, der mit einem Sohne Zinzendorfs zusammen erzogen worden war, und den enge Beziehungen mit dem Grafen verknüpfen, begegnet uns im Bereich der Darmstädter ein Herrenhuter, doch ist es auch noch fraglich, ob er in den Jahren 1770 bis 1773 überhaupt in Darmstadt war. Karoline jedenfalls, die sonst sehr genau über alle Begegnungen berichtet, nennt ihn nie und so ist anzunehmen, daß Schrautenbach damals mit dem engeren Zirkel der Empfindsamen überhaupt nicht in Berührung kam. Auch Goethe empfing seine pietistische Bildung nicht in Darmstadt, sondern in Frankfurt, im Kreise seiner Mutter und der „schönen Seele“ Susanna Katharina von Klettenberg. Trotzdem erkennen wir natürlich ganz allgemein in der Haltung dieses Darmstädter Kreises, genau wie in vielen anderen Bezirken des damaligen kulturellen Lebens, eine Reihe ursprünglich pietistischer Elemente. Die pietistischen Konventikel waren in ihren Anfängen durchaus zweckbestimmt. In gemeinsamem Gebet und religiöser Uebung strebte man zum entscheidenden Erlebnis des Gnadendurchbruches, zur wahren Erkenntnis Gottes. Diese rein gefühlsmäßige, unmittelbare Erfassung der Christusgestalt hatte eine ähnliche Folge, wie der gesteigerte Marienkult des Mittelalters. In beiden Fällen vollzog sich eine Säkularisierung religiösen Erlebens zugunsten weltlichen, allgemein-menschlichen Gefühls<sup>36)</sup>. Die göttliche Gestalt wurde mehr und mehr mit ästhetischen und moralischen Begriffen umkleidet, Schönheit, Reinheit, Tugend u. ä. wurden ihre ständigen Attribute und so wie der mittelalterliche Marienkult sich zum Minne- und Frauendienst wandelte, wurde das spätbarocke Christusbild zum Bildnis des Bruders, des Freundes, des

34) Herder an Merck, September 1770, Wagner I, S. 6.

35) u. a. Biese, Geschichte der deutschen Literatur, 3 Bände, Mchn. 1923. II. S. 16.

36) Nadler, a.a.O., III. S. 100, erklärt die gesamte Empfindsamkeit als säkularisierten Pietismus, doch diese Definition wird der Vielseitigkeit der empfindsamen Seelenhaltung nicht gerecht.

Vgl. auch H. Günther, Psychologie des deutschen Pietismus, Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte, 1926, S. 144.

Menschen überhaupt<sup>37)</sup>. Wesentlich erleichtert wurde diese Umdeutung im 17. und 18. Jahrhundert durch die gleichzeitigen aufklärerischen Ideen, die von ganz anderem Ausgangspunkte her, nämlich von dem Grundgedanken einer ursprünglichen, wiederherstellbaren natürlich-vernünftigen Ordnung, innerhalb derer alle Menschen gleichen Rang und gleiche Rechte besitzen, das Ziel einer allgemeinen Menschheitsverbrüderung anstreben, wie es in der französischen Revolution dann verwirklicht werden sollte.

Von der strengen Auffassung der Altpietisten, eines Spener und Francke, hatte sich dieser stark ästhetisch durchsetzte Pietismus des Herrenhutertums, der für diese Umwertung vor allem bedeutsam ist, schon weit entfernt. Zinzendorf löste die Schwere der altpietistischen Haltung rokokohaft auf, indem er die reine religiöse Uebung mit „Tändelwerk“, mit „Verschen, Litaneyen und Bilderchen“<sup>38)</sup> umgab, d. h. er verweltlichte und verniedlichte das religiöse Erleben und seine Ausdrucksformen. Was aber blieb, war die einmal erkannte und erfaßte Möglichkeit des „Durchbrechens des Gefühlsüberschusses durch den starrnüchternen Wall des Rationalismus,“<sup>39)</sup> wodurch eine Möglichkeit der direkten Kommunikation mit dem Göttlichen geschaffen war. Die Säkularisation dieses Erlebens riß die Scheidewand zwischen den einzelnen Seelen, zunächst innerhalb der einzelnen Zirkel nieder und verringerte die Distanz von Mensch zu Mensch. Die Brüdergemeine „will die Gemeinschaft der in Christus seligen Seelen als Lebensgemeinschaft gründen“. Das Versenken und Versinken in die Christusgestalt ist also das alle umschließende Band. Als die Säkularisation die Gestalt Christi ausschaltet, bleibt als wesentliches dieses hochgespannte, aber nun irgendwie im luftleeren Raum schwebende Gefühl übrig und dieses, sich im Einzelnen alle möglichen Objekte seiner Sehnsucht suchend (Natur, Liebe, Freundschaft usw.), wird nun das alle einigende und umschließende Band. Nur so wird es erklärlich, daß sich wildfremde Menschen beim ersten Anblick in die Arme fallen, sich alle Geheim-

37) Zu gleichem Ergebnis, wenngleich auch auf etwas anderem Wege, kommt Brüggemann in seinem Aufsatz, a.a.O., S. 98: „Die neue Gefühlskultur, die sich aus dieser religiösen Bewegung entwickelte, zeitigte eine ganz neue Verbindung der Menschen untereinander. Das neue Gefühl, erst nur auf Gott gerichtet, überschreitet, einmal gelöst, sehr bald die Grenzen einer rein religiösen Bewegung, es richtet sich mit ihr zugleich auch auf den Bruder zur Rechten, den Bruder zur Linken, dem man zuerst so kalt gegenüber gestanden hatte und das Ergebnis ist ein ganz neuer Typ Mensch“.

38) Goethe, Wilhelm Meisters Lehrjahre, 6. Buch, „Bekenntnisse einer schönen Seele“ 19. Band, S. 329.

39) Heinz Kindermann, a.a.O. S. 5.

nisse ihres Herzens anvertrauen, schließlich sich so betragen, wie Karoline es von dem ersten Zusammentreffen mit Gleim und Wieland (s. o. S. 18) schildert, wo doch beide ihr und den meisten der Anwesenden völlig fremd waren. Deshalb können sich auch an sich so verschiedene Charaktere wie etwa Goethe, Merck, Karoline und Leuchsenring in einem solchen Zirkel zusammen finden. Allerdings liegt hier auch schon die Erklärung für den baldigen auch inneren Zerfall dieses Darmstädter Kreises: eine Verbindung von an sich ganz verschiedenen Menschen, die nur durch eine momentane Hochspannung des Gefühls ermöglicht ist, muß mit der Rückführung des exaltierten Empfindens in eine normale Lage auseinanderfallen. Und diese Rückführung setzte ein, sobald die bewußte und künstliche Verwandlung dieses Kulminationspunktes in einen Dauerzustand gerade bei den von Natur nicht Empfindsamen den Eindruck des Lächerlichen auslöste und somit die Basis für das Bestehen einer solchen Gemeinschaft zerstört wurde.

Ihre psychologische Begründung findet eine Vereinigung, wie der Darmstädter Kreis in der an sich geselligen Veranlagung der Empfindsamen. Echte Einsame finden wir unter ihnen, aus später darzulegenden Gründen, kaum, obgleich viel von der Einsamkeit gesprochen wird. Aber echter Einsamkeit sind nur starke Naturen fähig und diese Menschen waren schwach, überfeinert und suchten und brauchten deshalb die Gesellschaft ihresgleichen. Dennoch fehlt ihnen der Sinn für wahre Gemeinschaft, denn asozial, wie im Grunde das ganze 18. Jahrhundert trotz seiner vielen sozialen Reformpläne ist, fühlten sie sich in keiner Weise der menschlichen Gemeinschaft im allgemeinen oder ihrem kleinen Kreis im besonderen verpflichtet, sondern suchten den Zirkel gleichgestimmter Seelen nur, weil sie darin sich selbst am besten entfalten konnten. Nicht wahrer Gemeinschaftssinn also, sondern im Gegenteil gesteigerter Individualismus führte sie zueinander. Es „herrscht nicht der Wille, dem andern in der Not des Lebens wirtschaftlich oder seelisch zu helfen, sondern die andern werden, wie das ganze Leben, zum Gegenstand des ästhetischen Genusses und der differenzierten Einfühlung... Die Geselligkeit... ist eine leichte, meist flüchtige Bindung der Menschen, in der weder die realen Bedürfnisse noch die Berufsangelegenheiten voranstehen, sondern nur die fremde Art des Sichgebens und Sichdarstellens genossen wird. Menschen berühren sich hier durch das Medium von Ausdruck und Eindruck, es entsteht für den Moment eine Synthese, eine Seelenschmelzung, aber sie ist völlig „unverbindlich“ und erinnert an das Schmetterlingsspiel. Der Reiz dieser Gesellschaft beruht also auf der freien und leichten Berührung der Individualitäten, die sich gegenseitig „interessant“ sind, jedoch — wenn der Fall rein ist —

ohne reale Interessenverknüpfung“<sup>40)</sup>. Was Spranger hier für den ästhetischen Zirkel entwickelt, trifft voll und ganz auch für den Zusammenschluß der Empfindsamen zu, die ja reinste Vertreter dieses menschlichen Typus darstellen. Ihre auf rein subjektivem Aesthetizismus aufgebaute Geselligkeit läßt in ihrer Verpflichtungslosigkeit, in ihrer Freiheit des Kommens und Gehens, schon die romantische Form der Geselligkeit ahnen. Doch nicht ironisches, souveraines Spiel des Geistes ermöglicht die empfindsam-unverbindliche Geselligkeit, sondern gerade die Erkenntnis der dem Ich gesetzten Grenzen. Um nun aber diese Grenzen doch aufzuheben, sucht der Empfindsamen im Andern die Vervielfältigung seiner selbst und das führt ihn der Gesellschaft zu. Aber nur die andere Individualität interessiert ihn, die ihm ein Spiegelbild seiner selbst ermöglicht. Am deutlichsten offenbart sich diese Haltung bei Franz Michael Leuchsenring, infolge der bevorrechtigten Stellung, die, wie oben angedeutet, gesellschaftliche und freundschaftliche Beziehungen in seinem Leben einnahmen. Wo empfindsamen Geister sich zusammenfanden, stellte auch Leuchsenring sich ein, sei es nun in Darmstadt oder bei den schöngeistigen Kongressen der Sophie von La Roche in Ehrenbreitstein oder bei den Jacobis in Pempelfort. Im September 1771, als er die Darmstädter mit seinem ewigen Freundschafts- und Gefühlskult so erschöpft hatte, daß sogar Karoline schreibt<sup>41)</sup>:

„ich bin wirklich froh, daß er fort ist; er hat mich und meine Schwester so abgespannt, daß wir nicht einmal den Thomas Jones lesen konnten, als er hier war“, und er hier also zunächst keine starke Resonanz mehr erwarten konnte, unternahm er eine „Reise des Herzens“ in die Schweiz, „um alle die kennenzulernen, die von irgendeiner Seite mit ihm sympathisieren“<sup>42)</sup>. In Zürich fand er dann auch wieder eine ihm gemäße Gesellschaft und Karoline berichtet, daß er „viele Bekanntschaften gemacht“ habe<sup>43)</sup>. Er fühlt sich in jeder Art von Gesellschaft wohl, die auf seine Denkart eingeht, oder ihr entgegenkommt. Das Ich steht bei ihm ganz im Vordergrund, nie das Wir oder noch weniger das Du.

Weit klarer noch lassen diese Haltung die meisten Freundschaftsverhältnisse der Empfindsamen erkennen, die trotz aller Herzenergießungen oft unverbindlich und unpersönlich erscheinen. Im eudämonistischen Weltbild der Aufklärung, das alles nur in seiner Bezogenheit auf das menschliche Wohl

40) Eduard Spranger, a.a.O. S.158 f.

41) Karoline an Herder, II, S. 87.

42) Leuchsenring an Iselin, Keller, S. 147 f.

43) Karoline an Herder, I. S. 400.

sieht, ist die Vorstellung vom Freunde, als eines unbedingt notwendigen Bestandteils menschlichen Glückes, schon vor der Person des Freundes da, deshalb ist auch zunächst jeder, auch der Fremdeste imstande, diese Vorstellung mit Leben zu erfüllen, vor allem dann, wenn, wie oben als möglich gezeigt, die Idee des Freundes Ziel jenes frei schwebenden, hochgespannten, empfindsam-sehnsüchtigen Gefühles wird (s. o. S. 20/21).

Unter den vielverschlungenen Freundschaftsbeziehungen der Darmstädter Empfindsamen sind drei Typen besonders charakteristisch: erstens die echt sentimentale Schwärmerei zwischen Urania, Lila und Psyche, zweitens die Freundschaft als Medium zur Selbstverherrlichung und Selbstbespiegelung, also ohne wirkliches Verhältnis zum Du, wie es Leuchsenrings Beziehungen eigen ist und endlich der für empfindsame Liebesverhältnisse so charakteristische Versuch Herders und Karolinens, eine echte Liebesbeziehung immer wieder in ein freundschaftliches Verhältnis umzubiegen.

Urania und Lila, diese zwei ätherischen Wesen, einzeln zu schwach, um sich gegen die harte und feindliche Realität zu behaupten, schließen sich geradezu enklitisch aneinander und ihre sentimentale Schwärmerei, ihr „Freundschaftsweben“ gleicht in seiner gebrechlichen Zartheit einer Meißener Porzellan-Gruppe, die in einer schützenden Vitrine vor unberufenem Zugriff bewahrt werden muß, deren zarte Schönheit den Aestheten entzückt, während der praktische Geist darin nur gebrechlichen Luxuszierat sieht. Im Februar 1772 schreibt Merck an Hoepfner<sup>44)</sup>, daß er „unter den Rosen der Freundschaft“ an der Seite zweier Freundinnen lebe,

„wovon die Eine der Figur nach nichts weniger als eine von den Töchtern der Niobe und dem Geiste nach Römerin ist, und einem zarten, in Empfindung zerfließenden Mädchen, wie Yoriks Maria, die ihre Freunde und den Mond kniend verehrt, Fest- und Fasttage bey der Ankunft und der Scheidung von ihren Freunden feyert, und deren ganze Seele so rein ist, wie der eben gefallene Schnee.“

Urania, die eine echte Liebesverbindung infolge ihres körperlichen Leidens nie erhoffen konnte, setzte alle Wärme ihres reichen Gefühllebens in schwärmerische Freundschaft um. Das schönste Bild von den innigen Beziehungen der Freundinnen gibt Goethe in seinem, unter Mercks Papieren aufgefundenen Gedicht „Elysium an Urania“, das, weil es diese ganze zarte, schwingende Atmosphäre so wunderbar heraufbeschwört und vergegenwärtigt, hier wiedergegeben sei<sup>45)</sup>.

44) Wagner III. S. 54.

45) Wagner II. S. 38 ff.

Uns gaben die Götter  
auf Erden Elysium.

Wie du das erstemal  
liebahnend dem Fremdling  
entgegen tratst,  
und deine Hand ihm reichtest,  
fühlt' er alles voraus,  
was ihm für Seligkeit  
entgegen keimte.

Uns gaben die Götter  
auf Erden Elysium.

Wie du den liebenden Arm  
um den Freund schlangst,  
wie ihm Lila's Brust  
entgegen bebte,  
wie ihr euch rings umfassend  
in heil'ger Wonne schwebtet,  
und ich, im Anschauen selig,  
ohne sterblichen Neid  
daneben stand.

Uns gaben die Götter  
auf Erden Elysium.

Wie durch heilige Thäler wir  
Händ' in Hände wandelten,  
und des Fremdlings Treu  
sich euch versiegelte;  
daß du dem liebenden,  
stille sehnenenden  
die Wange reichtest  
zum himmlischen Kuß.

Uns gaben die Götter  
auf Erden Elysium.

Wenn du fern wandelst  
am Hügelgebüsch,  
wandeln Liebesgestalten  
mit dir den Bach hinab;  
wenn mir auf dem Felsen  
die Sonne niedergeht,  
seh' ich Freundesgestalten  
mir winken durch  
wehende Zweige  
des dämmernden Hains.

Uns gaben die Götter  
auf Erden Elysium.

Seh' ich verschlagen  
unter schauernden Himmels  
öde Gestade  
in der Vergangenheit  
goldener Myrtenhainsdämmerung  
Lilan an deiner Hand,  
seh ich mich schüchternen  
eure Hände fassen,  
bittend blicken,  
eure Hände küssen —  
eure Augen sich begegnen,  
auf mich blicken, seh' ich,  
werfe den hoffenden Blick  
auf Lila, sie nähert sich mir.  
Himmliche Lippe!  
und ich wanke, nahe mich,  
blicke, seufze, wanke —  
Seligkeit! Seligkeit!  
Eines Kusses Gefühl!

Mir gaben die Götter  
auf Erden Elysium!

Ach, warum nur Elysium?

Wehmütig, aber ohne allen Neid, mag Urania resigniert haben, als sich Goethe in seiner lebensuchenden Kraft instinktiv für Lila entschied. Trotzdem hat Karoline Flachsland, als sie die Möglichkeit einer ehelichen Verbindung zwischen Lila und Goethe erwägt<sup>46)</sup>, sicher mehr ihre eigenen Wünsche zum Ausdruck gebracht, als die Absicht der beiden Beteiligten. Wenn auch Lila nach ihrer Verheiratung — im April 1774 — mit dem preußischen Premierleutnant und späteren General Gustav von Stockhausen an Karoline schreibt<sup>47)</sup>:

„Ja, Psyche, ich bin und werde glücklich sein, aber der Gedanke, daß ich zwei so edle Herzen als G(oethe) und B(oden)“ — ein junger Livländer — „unglücklich mache, wird mich ewig bekümmern,“

46) „Wenn Göthe von Adel wäre, so wollte ich, daß er sie von Hoff wegnähme, wo sie auf die unverantwortlichste Art verkannt wird — aber so gehts nicht. Göthe ist ein äußerst guter Mensch, und sie wären sich beyde werth“, Karoline an Herder, II. S. 108.

47) vgl. Tornius, S. 142.

so sehen wir bei Goethe nirgends diese Möglichkeit überhaupt ernstlich in Erwägung gezogen, sondern

„Allgegenwärtige Liebe!

.....  
 Doppeltes Leben,  
 Freude zu leben,  
 Und Muth“,

hat ihm die Erscheinung dieser Frau „in's früh welkende Herz gegossen“, wie er es so schön in „Pilgers Morgenlied an Lila“ ausgesprochen hat<sup>48)</sup>. Die graziöse ätherische Leichtigkeit der Beziehungen, die zwischen diesen Frauen herrschte, welche die Realität des täglichen Lebens mit poetischem Glanze verklärte, konnte auf ein so empfängliches und dem ästhetisch Schönen zugewandtes Gemüt, wie das des jungen Goethe, nicht ohne Wirkung bleiben. Das Freundschaftsweben dieser zarten Gestalten ist die Inkarnation echtsten, zartesten Rokokogeistes. Nur auf dem Hintergrund springender Brunnen und fallender Wasser, luftiger Lauben und kühler Grotten, chinesischer Tempelchen und künstlichen Felswerks sind diese zierlichen Gestalten im bunten Schäferkleid mit langen bebänderten Stäben oder im wippenden Reifrock und kunstvoll gepuderten Locken ganz erfaßbar. Es ist die Atmosphäre, die Watteau, Boucher und Fragonard verewigen, eine Haltung, die eigentlich zeitlich schon vorbei ist, denn die siebziger Jahre sind beherrscht von der durch und durch bürgerlichen, schon ein wenig hausbackenen Luft Chodowieckischer Stiche. Uranias und Lilas Freundschaft steht noch ganz auf dem Boden einer verspielten, überfeinerten und die Formen als Selbstzweck ausbildenden Endkultur. Es ist ein gegenseitiges Aus- und Ueberströmen der Gefühle um seiner selbst willen, „man erlebt im Freunde die Form der Nähe, die Süße ihres Umfassens in der Umarmung des Freundes, er ist nur wertvoll, weil er Träger der Form ist, nicht als persönlicher Gehalt“<sup>49)</sup>. Und ebenso sind die Gesten und Umgangsformen nicht unmittelbarer, spontaner Ausdruck eines Fühlens, sondern vorwiegend Bedeutungsformen und -formeln. Die wichtigsten Ereignisse werden wichtig und gewinnen durch symbolhafte Sinngewinnung, nur dem Eingeweihten verständlich, besonderen Reiz. Ein blaues Herzchen am weißen Band, zum Geburtstag übersandt, ist Symbol der sie umschlingenden Freundschaft und Karoline, die nüchternste von den Dreien, bedauert aus diesem Anlaß lebhaft ihr poetisches Unvermögen, was allerdings ein klein wenig lächerlich wirkt:

48) Wagner II. S. 40 f.

49) Salomon, S. 69.

„Ich hätte es so gerne besungen, das blaue Unschuldsherzchen — wenn ich gekönnt“<sup>50)</sup>.

Blumen, aus Lilas Garten, in Karolinens Exemplar von Yoriks „Empfindsamer Reise“ gelegt, veranlassen diese zu einer überschwenglichen Lobeshymne auf die Freundin<sup>51)</sup>. Als Lila abreist, schickt sie ihrer zurückgebliebenen Freundin „eine Blume, die Französisch Lilla heißt“, was Karoline natürlich bis zu Tränen rührt. Diese sentimentalcn Uebertreibungen der Empfindsamen sind es, die, ihrer zarten Atmosphäre beraubt, im 19. Jahrhundert, ja noch bis heute, als geschmackloser und ungenießbarer Kitsch weiterleben in den bürgerlichen, kleinbürgerlichen und proletarischen Familien und es ist dies nichts anderes, als, um mit Hans Naumann zu sprechen, „gesunkenes Kulturgut“, das von dieser kleinen, verfeinerten Oberschicht im Laufe der folgenden Jahre und Jahrzehnte abgesunken ist, wobei die hausbackenen Bürger sich die Symbole und Lebensformen der Sentimentalen zu eigen machten, ohne imstande zu sein, zugleich jene wunderbar feine, poetische Stimmung, die dem allen zugrunde lag, mitzuübernehmen. Wie wenig konnten diese Bürger einer späteren Zeit diesen zarten Geist verstehen, dem doch schon die Mehrzahl der Zeitgenossen verständnislos, oder spöttisch-ironisch gegenüberstanden, wie es etwa die oben zitierte Aeußerung Jacobi (s. o. S. 7) bestätigt. Das hindert jedoch nicht, daß derselbe Jacobi in der Darstellung von Wielands empfindsamem Wiedersehen mit Sophie von La Roche<sup>52)</sup> eine geradezu typische Szene sentimentalcn Freundschaftskultes begeistert festhält und genießt. Was ihn zu der oben genannten Kritik veranlaßte, war wohl die unbewußte Erkenntnis, daß von dieser Art des Erlebens und Sichgebens zum Krankhaft-morbiden nur noch ein Schritt war, obgleich im Verkehr dieser Frauen die unmännliche Süßigkeit, die an einem Gleim, Gg. H. Jacobi<sup>53)</sup> oder Leuchsenring so peinlich wirkt, in Wegfall kam. Ob in all diesen Beziehungen die „gleichgeschlechtliche Erotik als geistiges Phänomen“<sup>54)</sup>, die „invertierte Komponente“, auch eine Rolle gespielt hat, ist nicht so ohne weiteres zu entscheiden, möglich wäre es immerhin.

Leuchsenrings Freundschaftshaltung ist dadurch gekennzeichnet, daß er im andern stets nur ein Spiegelbild seiner selbst sucht, nicht eine Ergänzung seiner eigenen Person zu harmonischer Zweieinigkeit. Er braucht den Freund als dauernde Resonanz seiner eigenen Gefühle und doch bleibt ihm der andere als

50) Karoline an Herder, II. S. 21.

51) Karoline an Herder, II. S. 108.

52) Jacobi's Briefe I. S. 38.

53) Vgl. Briefwechsel Gleims mit Georg Heinr. Jacobi.

54) vgl. Spranger, S. 160.

positiver Gegenpol stets fremd. Das zeigt sich deutlich in seinen, anfangs so herzlich scheinenden Beziehungen zu Herder, den er im Winter 1770 in Leyden kennen gelernt hatte. Herder, der aus dem „Menschheit verhungerten Frankreich kam und darbt“<sup>55)</sup>, hoch erfreut, einen Landsmann sprechen zu hören, „der aus dem Herzen sprach“, überschätzte infolge dieser Stimmung und der Kürze des nur dreitägigen Zusammenseins die Bedeutung Leuchsenrings sehr und mußte daher notwendigerweise bei der späteren näheren Bekanntschaft enttäuscht werden. Eine gemeinsame Schwärmerei für Sterne und den Berliner Probst Spalding, einen Repräsentanten aufklärerischer Theologie, dessen „Denkmal auf seine Frau“ sie dort zusammen lasen und dabei „der unbekanntem und angesehenen Todten . . . ein Opfer heiliger Thränen“ weinten<sup>56)</sup>, bekräftigte in den wenigen Stunden ihres Leydener Zusammenseins zwischen den von Natur so verschiedenen Männern einen echt empfindsamen Freundschaftsbund, dessen Charakteristikum eben darin bestand, daß die Freundschaft auf einer gemeinsamen Hinneigung zu einem Dritten, nämlich gemeinsamen Lieblingsschriftstellern und der in ihren Büchern festgehaltenen geistigen Atmosphäre, beruhte. Diese beiden verschiedenen Männer befanden sich also zu jenem Zeitpunkt in einer weitgehend gleichen seelischen Lage, wenn auch bei beiden aus gänzlich verschiedenem Urgrund stammend. Es ist also keineswegs ein echtes Ich-Du-Verhältnis, das im andern auch dann noch den Freund sieht, wenn dieser sich ändert oder anders erscheint. Deshalb mußten sich beide bei einer späteren Begegnung notwendig entzweien. Auch ohne die höchst zweifelhafte Rolle, die Leuchsenring in Darmstadt während Herders Abwesenheit seiner Braut Karoline gegenüber spielte, hätte es zwischen den beiden zum Bruch kommen müssen, da Leuchsenring im Freunde stets ein Idealbild suchte und so notgedrungen mit der Realität seiner Person, die dem nicht entsprechen konnte, in Konflikt geriet.

„Er hätte in Herders ersten Umarmungen nicht die Wärme gefunden, die er darin gehofft und in Leiden so sehr an ihm gesehen, und dies mußte ihn natürlicherweise zurückziehen, er glaubt, daß sie sich beide in dem Ideal, das sie sich von einander gemacht, ein wenig geirrt . . .“<sup>57)</sup>

bemerkt er nach dem ersten Wiedersehen zu Karoline.

Wie alle reinen Aesthetiker besaß auch Leuchsenring keine große Menschenkenntnis und läßt in „seine sozialen Beziehungen im-

55) Herder an Karoline I. S. 187 ff.

56) Herder an Karoline, I. S. 129.

57) Karoline an Herder, I. S. 171 ff.

mer zu viel Phantasie einfließen“<sup>58)</sup>. Das Ideal, das er sich vom Freunde macht, entspricht natürlich ziemlich seiner eigenen Person und um dies vorgefaßte Bild verwirklicht zu sehen, versucht er die ändern, besonders die weichen und bildsamen Frauen, in seinem Sinne umzumodeln. Zu sehr auf sich selbst eingestellt, um Widerspruch zu vertragen oder ihm begründet entgegenzutreten, wendet er sich von vornherein gern solchen Menschen zu, in denen er zukünftige „Schwestern und Brüder“ witterte und wo geringer oder garkein Widerstand gegen seine Denkart zu erwarten war. Der gewinnenden und interessanten Art, die er bei flüchtiger Bekanntschaft zur Schau trug, verdankte er es, daß ihn auch so ein nüchterner Charakter wie Merck eine Zeit lang „einen seiner liebsten Freunde“ nennt<sup>59)</sup>. Aber das Hauptkontingent seiner Verehrer stellen doch die Frauen. Die Landgräfin, an sich gewiß nicht kritiklos oder leicht zu täuschen, ist ihm ganz besonders zugetan und erteilt ihm im Januar 1771 nur sichtlich ungern und mit gleichzeitigen überschwenglichen Dankesworten für den wohlthätigen Einfluß, den seine „sensibilité“ auf den Erbprinzen ausgeübt habe, die nachgesuchte Entlassung aus seinem Hofmeisteramte<sup>60)</sup>. Ebenso nimmt er Sophie von La Roche und Julie von Bondeli für sich ein, obgleich ihm letztere zunächst recht kritisch gegenüber stand und ihn bei ihrem ersten Zusammentreffen richtiggehend examinierte. Ihre anfängliche Skepsis wich jedoch bald einer Bewunderung für diesen merkwürdigen Mann. Trotzdem verwirrt und erschöpft er auch sie schließlich am Ende seines für 10 Tage geplanten und auf fünf Wochen ausgedehnten Aufenthaltes in Neuenburg<sup>61)</sup>.

„L. est parti, et il était tems, car il allait remonter ma tête sur un ton déplacé pour le lieu que j'habite“

schreibt sie damals an ihren Vertrauten Usteri.

Mit der Gattin Mercks, die er scheinbar von früher her kannte und mit Karoline verknüpften ihn bald besonders enge freundschaftliche Bande, die schon nach kurzer Zeit Merck und dem später auftauchenden Herder Anlaß zur Unzufriedenheit gaben. Da Leuchsenring keinen festen Beruf ausübte, hatte er immer Zeit für die Frauen, seine schwache körperliche Konstitution machte ihn zu einem Gegenstand des Mitleids für ihre mitfühlenden Herzen, und was täten diese lieber, als einen Mann bemitleiden, der dadurch ganz in ihre Gewalt gegeben scheint! Als Herder im April 1771 nach Darmstadt kam, wäre es, wie schon erwähnt, infolge Leuchsenrings

58) Spranger, S. 160.

59) Wagner III. S. 12.

60) Vgl. Sybel, a.a.O. S. 715.

61) Vgl. Bodemann, a.a.O. S. 355 ff.

Benehmen fast zum Bruche zwischen den Verlobten gekommen. Das merkwürdige Verhältnis, in dem die drei gestanden haben, bedeutet schließlich nichts anderes als den Zusammenprall einer nur reproduktiven, noch ganz in den Fesseln der Sentimentalität und der aufklärerischen Tradition verankerten Persönlichkeit mit einer daraus sich befreienden, schöpferischen Natur. Karoline ist nur Mittlerin bzw. Vermittlerin. Da gerade für diese Auseinandersetzungen in dem nun schon so oft zitierten Briefwechsel eine Fülle von Material gegeben ist und die Beziehungen und Persönlichkeiten einmal ganz deutlich werden, soll im folgenden etwas ausführlicher darauf eingegangen werden.

Der tatsächliche Vorgang war der, daß Leuchsenring, der in Karoline eine dankbare Zuhörerin und Verehrerin fand, wohl auch die innere Festigkeit ihrer Bindung an Herder unterschätzend, sich gekränkt fühlte, als sie ihn bei Herders zweitem Darmstädter Aufenthalt allzusehr vernachlässigte und er nun den Gekränkten spielte. Er verdarb damit nicht nur Herder und Karoline den Genuß ihres kurzen Beisammenseins, sondern verstimmte auch die übrigen Freunde. Als Herder höchst unbefriedigt abgereist war, beklagte er sich, wie oben zitiert, nicht nur über dessen mangelnde Wärme, die er zu verspüren geglaubt hatte, sondern bemängelt auch Herders Benehmen Karoline gegenüber und glaubt feststellen zu müssen, daß dieser „mehr in seiner Gelehrsamkeit als in der Empfindung lebe“. Schon vor Erhalt dieses Briefes schrieb Herder an Karoline <sup>62)</sup>:

„Da Leuchsenring in einem so sonderbaren Ton gewesen, so wollte ich gerne, ich weiß nicht, aus welchem Zweifel? unsern Briefwechsel mehr sichern“.

Kaum aber hat er Leuchsenrings Kritik erfahren, so begnügt er sich nicht mehr mit der Andeutung unbestimmter Zweifel, sondern nimmt die Gelegenheit wahr, Karoline einmal unmißverständlich seine Meinung über ihren Freund zu verstehen zu geben. Da sie uns ein sehr plastisches Bild Leuchsenrings vermittelt, sei der Brief hier im Auszug wiedergegeben <sup>63)</sup>:

„Ich bin von den ersten Zeiten an mit ihm so wenig zufrieden gewesen, wie er mit mir, und ich bin jetzt zu sehr gesammelt, als daß ich über sein Urteil nur im geringsten betreten wäre. Ich hatte ihn in Holland nur sehr kurz, aus zwei Tagen gekannt, und ich müßte zuviel von meiner Denkart aufopfern, wenn ich künftig ihn mehr kennenzulernen wünschte. Ich

62) Herder an Karoline, a.a.O. I. S. 178.

63) Herder an Karoline, a.a.O. II. S. 70.

fand schon damals alle die kränkliche Empfindsamkeit bei ihm, die ihn jetzt zu einem solchen Phantom der Menschheit macht... Nur hatte er damals noch nichts weniger als die intolerante, unleidliche Denkart, die jetzt jeden, der nicht mit Jacobi schnäbelt, verachtet, und in meinen Augen ebensoviele Menschenhaß haben kann, als der erbärmlichste Verfolgungsgeist. Daß ich ihn schon damals immer für krank, nur für einen guten Kranken gehalten habe, wird Merck und... auch Sie wissen. Er erwartete mich und machte sich ein Empfindungsbild mit lauter Mißfarben gemalt von mir; davor kann ich nichts. Er reisete bei die Jacobis und überlud sich den Magen da so sehr an Milchspeise, daß jeder ihm jetzt ungelegen ist, der sie nicht aus seinem Munde verschlucken will, davor kann ich noch weniger. Urtheilen Sie selbst, meine Freundin, ob es die Art ist, jemandem eine Denkart aufdringen zu wollen, ohne ihm Enthusiasmus dazu geben zu können. Er ist so voll von den Hemsterhuis, Jacobis und den schönen Magellonen, die Jacobis Schriften gelesen, daß er uns von allen diesen Leuten nicht Züge erzählt, um auch unsere Empfindung freiwillig für sie einzunehmen, sondern er zeigt uns immer nur seine Empfindungen selbst, Briefe und Bänder, die für den, der die Person gesehen, schöne Heiligthümer seyn können, aber für den Unbekannten nichts als Briefe und Bänder sind. Und nun mit dieser Enthusiasterei so viel Nichtduldungsgeist zu verbinden, und den Groll nachher auf alle gesuchte Weise, nicht zum Ausdruck kommen zu lassen, sondern mit einem drückenden Stillschweigen alles um sich niederschlagen — o das ist immer beleidigend hart... Und da ich ihm insonderheit von Anfang bis zu Ende genug zuvorkommende Gelegenheit und rechte Bitten, sich zu erklären, verlohren — o, so ist alles vorbei und ich lasse ihn empfinden, wie er will, ihn Briefe sammeln und schöne Abentheuer besuchen, wie er will. Er in Düsseldorf, Florenz und wo weiß ich, bei müßigen Klosterjungfern Amors aus Wachs bosset und Briefgallerien; ich ein ehrlicher Mensch in Westphalen, der zuviel von den Zwecken der Menschen und den mancherlei Situationen der Bestimmung durch Erfahrung belehrt ist, als daß er auf empfindsame Abentheuer in der Welt ausgehen und hundert Mädchen und Knabenmännchen und lieben Leuten die Hände drücken wollte. Ich habe auch unterwegs Zeit genug gehabt, mich nach seinem Haß meines Charakters zu prüfen und seine Vorwürfe zu nützen — ich habe mich in den meisten Stücken unschuldig gefunden und will in den andern besser zu werden suchen. Das ist alles. Uebrigens schlage ich mir sein Bild aus der Seele, denn er hat mir durch seinen

empfindsamen, Jacobischen Menschenhaß die süßeste romantischste Zeit geraubt, die ich mir so lange in Straßburg vor-  
spiegelte und nun so bitter bedauere... Verzeihen Sie, ... und  
lassen Sie sich in Ihrem guten Urtheile von ihm durchaus nicht  
irren. Er ist Ihr wahrer Freund, und meints so gut mit Ihnen,  
daß ich eben das Opfer werde...“

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, die Auseinandersetzungen im einzelnen weiterzuverfolgen. Die Debatte hört seit jenem Aprilbesuch Herders in Darmstadt nicht mehr auf und durchzieht dauernd den Briefwechsel. Immer wieder kommt Herders Mißmut und geheime Angst zum Ausdruck, immer wieder verteidigt Karoline den „armen kranken Mann“ und versucht, Herder zu beweisen, daß seine Ansicht über den „blassen stummen Menschen“ falsch sei, daß sein mehrfach ausgesprochener Verdacht, er möchte sich unbemerkt an seiner Stelle in Karolinens Herz einschleichen, unbegründet sei. Doch Karolinens eigene Aeußerungen beweisen, daß die merkliche Nervosität, die Herders Briefe aufweisen, sobald er Leuchsenring in Darmstadt weiß, nicht so ganz grundlos war. Außerdem mußte Leuchsenrings überschwengliche Schwärmerei, sein selbstgefälliges Schwelgen in Gefühlen und die Unduldsamkeit, mit der er verlangte, daß man sich seiner Ansicht der Dinge anschloß, gerade einen Herder immer erneut verdrießen, der am wenigsten geeignet war, sich „alles nach dem Bilde einer gewissen Kindheit-Kloster- und Schäferunschuld zu modeln“, die Leuchsenring sich „selbst an den Personen zu erdichten scheint, an denen er sie finden will“<sup>64</sup>). Aber diese „Schleimartigsten Verehrer“ Jacobis, die in „süßen moralischen Reimgebetlein, aus dem Munde schöner Seelen gelernt“<sup>65</sup>), ihre Weisheit und Moral in alle Lande tragen, wären Herder wohl an sich mehr oder weniger gleichgültig gewesen, hätten sie nicht dauernd seine eigene Bahn durchkreuzt. Karoline, diese aufnahmebereite, aber gänzlich unselbständige Natur, unterlag völlig dem jeweiligen Einfluß ihrer Umgebung. Ist Herder bei ihr, oder hat er sie durch einen Brief überzeugt, so ist sie ganz seiner Meinung: „O Gott, ich fühle, was Sie sind und was ich bin, Leuchsenring mag schwätzen, was er will“<sup>66</sup>), aber kaum hat dieser sich wieder gezeigt und stellt die Dinge nun von seinem Blickpunkt aus dar, so schließt sie sich wieder ganz seiner Auffassung an und versucht sein Benehmen, das Herder so sehr verletzte, mit seiner schwachen körperlichen Verfassung, seinem guten, aber übereifrigen Herzen, seiner ehrlichen, freundschaftlichen Liebe für sie zu entschul-

64) Herder an Karoline, a.a.O. I. S. 411.

65) Herder an Karoline, a.a.O. II. S. 324.

66) Karoline an Herder, a.a.O. I. S. 199.

digen<sup>67)</sup>. Es ist interessant, daß Herder darauf jedesmal, nachdem er seinem ersten Aerger in irgendwelchen bitteren oder ironischen Worten über den „Heidenbekehrer“<sup>68)</sup> Luft gemacht hat, wieder einzulenken versucht. Man hat fast den Eindruck, als ob er Angst habe, Karoline durch allzu schroffe Kritik an ihrem Freund zu verstimmen und dadurch ihre eventuelle Neigung zu Leuchsenring noch zu fördern. Wendungen wie „Uebrigens bin ich ihm recht gut, und aus Selbstsucht und Rache nie einen Augenblick böse gewesen“<sup>69)</sup> oder „... Sie müssen ihn als einen alten, wahrhaft gegen Sie redlichen Freund aus ganzer Seele lieben. Kein Gedanke an mich muß diese Liebe im mindesten vermindern“<sup>70)</sup> u. ä. treten fast nach jedem scharfen Ausfall Herders auf seinen Rivalen auf, aber die Eindringlichkeit, mit der er Karoline warnt, „sich nicht aus ihrer Fassung setzen zu lassen“<sup>71)</sup>, klingt wesentlich echter.

Im „Fastnachtsspiel, auch wohl zu tragieren nach Ostern vom Pater Brey, dem falschen Propheten“, verspottet Goethe sehr deutlich Leuchsenrings Verhältnis zu Karoline, und gibt dem Pater am Schluß eine recht derbe Lektion. Pater Brey-Leuchsenring, der seinen Narrennamen der Herderschen Bezeichnung „Milch- und Käseseele von St. Jacobi“<sup>72)</sup> verdankte — auch vertrug er wegen seines kranken Magens nur leichte Speisen —, erscheint in dem Stück als der ewige Besserwisser, der sich in alles einmischt und sich auch recht unmißverständlich an die Frauen, insbesondere die von ihrem Balandrino (Herder) getrennte Leonore (Karoline) heranmacht. Daher auch der Untertitel „Zu Lehr', Nutz und Kurzweil gemeiner Christenheit, insbesondere Frauen und Jungfrauen zum goldenen Spiegel“. Die Seelenfreundschaften, die der Pfaffe anknüpft, sind von einer, wenn auch weichlich verhüllten Sinnlichkeit durchzogen. So befremdend es aber zunächst im Anschluß an all das bisher Gesagte klingen mag: in Wahrheit lagen Leuchsenrings Freundschaften mit Frauen nie und auch hier nicht, verführerische Absichten zugrunde. Dazu war er zu wenig aktiv, zu sehr gebunden an die bürgerlich-moralischen Begriffe seiner Umgebung, zu wirklichkeitsfern und zu erlebnisunfähig. Leuchsenring suchte die „schöne Seele“ dieser Frauen. Von der tiefen Sinnerfülltheit wahrer Erotik hatte er keine Ahnung, denn dazu gehört bedingungslose Hingabe an das Erlebnis, die den vorwiegend kontemplativen Naturen aber versagt ist. Goethe und vor allem Herder mußte er allerdings als eine Art „Libertin“ erscheinen,

67) Karoline an Herder, a.a.O., I. S. 182 u. S. 200.

68) Herder an Karoline, a.a.O., II. S. 111.

69) Herder an Karoline, a.a.O., I. S. 248.

70) Herder an Karoline, a.a.O., I. S. 341.

71) Herder an Karoline, a.a.O., II. S. 69 ff.

72) Herder an Karoline, a.a.O., I. S. 227.

sie waren viel zu persönlich beteiligt, um die wahren Hintergründe erkennen zu können. Daß sie sich irrten, wird die später folgende Analyse dieses Verführertyps noch zu verdeutlichen (s. u. S. 38).

In Herders und Karolinens nun schon so oft zitiertem Briefwechsel ist uns u. a. ein historisches Dokument dessen gegeben, was wir sonst nur literarisch abgewandelt und daher schwer faßbar im charakteristischen Briefroman der empfindsamen Zeit finden, nämlich eine echte Liebesbeziehung, deren Träger dauernd versuchen, diese in das Bereich freundschaftlichen Verkehrs umzubiegen. Daß eine echte erotische Beziehung zugrunde liegt, macht jede Seite des Briefwechsels fühlbar.

„... lassen Sie mich auf die bittere Abschiedsstunde zurückgehen; dort an Ihrem Bette, wo Sie vielleicht zuweilen an mich gedacht und geträumt haben, haben Sie mich verlassen, dachten Sie nicht, daß ich mich dahin legen werde, wo Sie gelegen? ja, ich thats, und wie alle Tränen verweint waren, da fühlte ich, (o lassen Sie mir hier ein wenig Sinnlichkeit!) wie süße der Ort, wo Sie geschlafen...“<sup>73)</sup>;

„... was wird aus mir werden, wenn ich einmal bey Dir sein werde, auf Deinem Schoß, an Deiner Engels-Brust...“<sup>74)</sup>

„... ich küsse Deine gute Hand, Herz, Brust und Lippe...“<sup>75)</sup>

„... Ich umarme Dich mit dem innigsten Kuß auf Dein Herz...“<sup>76)</sup>.

Solche und ähnliche Ausbrüche unverhüllter Sinnlichkeit durchziehen die ganze Korrespondenz. Sie sind hier angeführt, um zu zeigen, daß sich diese Briefe in ihrer Grundstimmung durchaus nicht von irgendwelchen anderen Liebesbriefen unterscheiden. Erst auf Grund dieser Feststellung wird die Umdeutung verständlich, die trotzdem von den beiden Liebenden vollzogen wird und die eben gerade für die empfindsame Liebe so charakteristisch ist. Man wollte aus später zu untersuchenden Gründen diese erotische Grundstimmung nicht wahr haben und bemüht sich daher dauernd, sie umzudeuten und zurückzudrängen, wobei allerdings meist der gegenteilige Erfolg erzielt wurde: die unterdrückten Gefühle wuchsen an, statt zu verebben.

73) Karoline an Herder, I. S. 171.

74) Karoline an Herder, II. S. 233.

75) Herder an Karoline, I. S. 240.

76) Herder an Karoline, II. S. 266.

Herder und Karoline waren, bis auf wenige Ausnahmetage, während ihrer Brautzeit stets getrennt, erst durch diese fast dreijährige Korrespondenz haben sie sich so eigentlich kennen gelernt <sup>77</sup>).

„Es ist garstig, wenn man in der Weite und tiefsten Ferne so viele Schatten und Gespenster laufen sieht, nach denen man nicht anders, als wie ein Kind die Arme ausstrecken kann, um zu finden, daß sie zu weit weg sind. Dann gehts dem Geist so, wie dem Herzen; wenn es sich entfernt fühlt und auch nur leere Arme nach seiner Freundin ausstreckt, um einen Schatten zu umarmen! — Doch diese letzten Täuschungen sind, so sehr sie Täuschungen und Träume sind, doch angenehm und tröstend . . .“ <sup>78</sup>)

schreibt Herder aus Straßburg. In der Feststellung, daß diese Trennung trotz aller Schmerzlichkeit „angenehm und tröstend“ ist, klingt schon die wenig später ausgesprochene Erkenntnis eines Charakteristikums empfindsamer Liebe an:

„Abwesenheit läutert und fügt wohl mehr zusammen, wenigstens in anderm Sinne, als die leidige liebe Gewohnheit und das ist für mich der bündigste Beweis vom Immaterialismus unserer Seele und der feinsten Nerven des Herzens“ <sup>79</sup>).

Die empfindsame Liebe braucht das Hemmnis der Trennung, um sich ganz entfalten zu können. Nur in der Sehnsucht nach dem geliebten Wesen fühlt sich der Sentimentale so ganz wohl, denn sobald der herbeigewünschte, geliebte Mensch da ist, wird er notwendigerweise aus seiner passiven Haltung gedrängt und gezwungen, irgendwie aktiv Stellung zu nehmen. Dieser sehnsüchtigen Haltung entstammt die Neigung zur literarischen Darstellung unbestimmter Liebesehnsucht und die Träume von einer zukünftigen Geliebten <sup>80</sup>). Alle in der Realität auftauchenden Hindernisse werden überbewertet, da man ihnen ja mit völlig unzulänglichen Ueberwindungsmaßnahmen entgegentrat. Es ist daher nicht allein auf Leuchsenrings Verhalten zurückzuführen, wenn bei Herders kurzem Aufenthalt in Darmstadt im April 1771 eine dauernde Mißstimmung zwischen den Verlobten herrschte. Denn nicht nur Leuchsenring hatte in Herder das Ideal, das er zu finden gehofft, nicht gefunden, sondern auch das, durch die lange Trennung in unnatürlicher Hochspannung gehaltene Gefühl der beiden Lie-

77) „Die 2 Jahre Liebe war doch immer die Probe Zeit für den ersten, starken, plötzlichen Eindruck, da ich mich für Dich geböhren fühlte —“ Karoline an Herder, II, S. 307.

78) Herder an Karoline, I, S. 115.

79) Herder an Merck, Wagner II, S. 36.

80) vgl. etwa Millers „Beitrag zur Geschichte der Zärtlichkeit“.

benden sank, als der Widerstand in Wegfall kam, auf eine normale Höhe zurück und so mußten sie sich zunächst kalt, oder zumindest enttäuscht gegenüberstehen.

„Betrachten Sie doch selbst, wie eitel alle Erwartungen sind, wenn man mit zu starker Theilnehmung auf sie rechnet. Was hatte ich mir, was wir also Uns, meine ganze Leidenszeit in Straßburg über, für Gedanken und Bilder gemacht, wie meine Zeit in Darmstadt hingelegt werden sollte, und wie ist sie? Wie freuten wir uns aufs Wiedersehen, und bildeten uns ein, uns einander schon zu kennen, daß wir auf diese sichere Vorschüsse rechnen könnten; und nun sagen Sie, ist in der Welt, liebste Freundin, eine gezwungnere, verschloßnere, Herzenverstumte Freundegesellschaft gewesen, als die unsrige — ... — o sehen Sie, mein liebes Mädchen, wieviel man verliert, wenn man so sicher rechnet“<sup>81)</sup>.

So schreibt Herder unmittelbar nach seiner Abreise und als Folge der Ueberbewertung dieser Enttäuschung befällt ihn die Angst vor der halb und halb schon versprochenen dauernden Bindung:

„Liebste Freundin, wie tausendmal empfindlicher muß es seyn, wenn eben dergleichen Irrthümer, da man sich zu kennen glaubte, zusammenkommt, sieht und nicht kennet, in irgend einer Beziehung des Lebens statt haben, die nicht so leicht zu trennen ist, als der Zirkel in Darmstadt? —“

Und in dieser Angst vor der Lebensrealität, die ja unbedingt Reibungen mit sich bringen muß, flieht er zurück in die Unverbindlichkeit der Freundschaft:

„Aber sehen Sie, freundschaftliche, edle Seele, wie sicher und untrüglich die schönere Art von Theilnehmung und Umgang ist, die wir Uns so heilig versprochen: die Naheit und Freundschaft unserer Geister und Herzen!“

Dieser eine Brief offenbart uns also ganz deutlich diesen einen typischen Zug, der uns in allen literarischen und poetischen Schilderungen empfindsamer Liebesverhältnisse begegnet. Sei es Lord Seymour, der, obgleich völlig überzeugt von Sophie von Sternheims Tugend, diese, infolge einer inneren Angst vor schneller Entscheidung, erst nochmals prüfen will und so unfreiwillig die lange Kette von Leiden und Hindernissen eröffnet, welche die Sternheim zu bestehen hat, ehe sie zu ihm zurückfindet, sei es Millers Wilhelm im „Beitrag zur Geschichte der Zärtlichkeit“, der, trotzdem einer ehe-

81) Herder an Karoline, I. S. 167.

lichen Verbindung mit seiner angebeteten Sophie nicht das mindeste im Wege steht, diesen Schritt einfach nicht vollzieht, bis ihm sein ziemlich unmotivierter, plötzlicher Tod die Entscheidung dieser Frage überhaupt erspart. Die Beispiele, die sich beliebig vermehren ließen, ergeben stets das gleiche Bild: Flucht vor der Entscheidung. Dieses Hinauszögern bedeutet aber im Grunde nichts anderes als eine unendliche Schwachheit dem eigenen Ich gegenüber. Auch Werther kann im entscheidenden Moment die Trennung nicht vollziehen; sie alle lassen sich treiben, ergeben sich in völliger Passivität ihrem Gefühl und lehnen damit letztlich auch jede Verantwortung für ihr äußeres Schicksal ab. Zweifellos sind diese weiblichen, weibischen Züge in der empfindsamen Seelenhaltung mitbedingt durch den, infolge der aufklärerischen Bestrebungen ermöglichten und ständig wachsenden Anteil des weiblichen Elementes am kulturellen und geistigen Leben jener Zeit.

Die hervorragende Stellung, die die Frau in der Romantik einnimmt, die eine völlig neue Bewertung ihres Innenlebens voraussetzte, ist hier schon in ihren Anfängen sichtbar. Die weitgehende Uebernahme der gesellschaftlichen Führung durch die Frauen, nicht nur in diesem Darmstädter Zirkel, sondern auch im sonstigen kulturellen Leben, eröffnete ihrer Geistigkeit ein breiteres und meist neues Wirkungsfeld. Auch rein äußerlich treten sie stärker hervor. Eine Reihe bedeutender, z. T. auch schöpferischer Frauen, wie Sophie von La Roche, Julie von Bondeli, Albertine von Grün, die Darmstädterinnen u.a.m. werden Mittelpunkte schöngeistig interessierter Kreise, genau wie später die berühmten Frauen der Romantik.

Auch die Aufklärung faßte die Liebe — soweit es sich nicht um bloßen Sinnengenuß handelte — und auch die Ehe vorwiegend als Seelenfreundschaft auf. Jedoch liegt dieser Auffassung, im Gegensatz zu der empfindsamen, noch häufig eine gewisse verkennende Geringschätzung des Liebesgeföhls zugrunde. Wenn die Empfindsamkeit die Liebe und weitgehend auch die Ehe zur Freundschaft umzubiegen versucht, so gerade aus einer wesentlichen Erkenntnis des wahren Liebesgeföhls, dessen elementare Macht sie fürchtete, da sie sich ihr nicht gewachsen fühlte. So nur wird es möglich, daß etwa Makanzies „Man of feeling“ (1771) aus enttäuschter Liebe krank wird und aus Freude vor erwideter Liebe stirbt.

Das oben geschilderte Verhalten der Empfindsamen zur sozialen Welt (s. o. S. 13 ff.) findet seine vollkommene Entsprechung in ihrem Verhalten zu den elementaren Leidenschaften und Kräften der Seele. Auch hier sind Ursache und Wirkung schwer zu

unterscheiden. Da aber die großen seelischen Erlebnisse, wie Tod, Liebe usw. für alle Generationen stets die gleichen bleiben, so liegt der Schluß nahe, daß die aus einer Phantasiewelt abgeleitete Stellungnahme der Empfindsamen auch diesen seelischen Realitäten nicht gerecht werden konnte. Diese weltfremden, zarten Menschen ertrugen weder übermäßige Freude noch übermäßiges Leid und sind daher ständig bemüht, diese starken Empfindungen ihrer unerbittlichen Eindeutigkeit zu berauben. Selbst Rousseau bewertet den Genuß der Liebe in der Phantasie wesentlich höher als in der Wirklichkeit <sup>82)</sup>. Dabei liegt allerdings auch die Anschauung zugrunde, daß Liebe durch den Genuß erkaltet, daß man also, um sie als solche zu erhalten, auf diesen verzichten müsse. Das ist aber nur die nachträgliche Rechtfertigung eines bereits geschaffenen Zustandes. Je mehr man von der Liebe sprach, um so weniger erlebte man sie und je mehr man sie wirklich in Freundschaft umzubiegen versuchte, um so weniger verstand man sie. Gerade Goethes „Werther“ versinnbildlicht die Unmöglichkeit einer bloßen Freundschaft zwischen Liebenden <sup>83)</sup>. Bestände diese Möglichkeit der Umsetzung von Liebe in Freundschaft, so wäre der ganze Wertherkonflikt sinnlos. Der Glaube an eine Meisterung der Liebe durch Umwertung verrät die teilweise noch recht enge Verbindung zwischen Aufklärung und Sentimentalität, denn eine solche Liebesauffassung erkannte Liebe nicht als ein schlechthin Seiendes, sondern als ein willensmäßig Beeinflußbares, evtl. sogar bewußt zu Erzeugendes, wie etwa das ästhetische Wohlgefühl beim Anblick eines Kunstwerkes, mit dem sie auch mehrfach verglichen wird.

Der Begriff des „Libertins“ gibt uns hier wertvolle Aufschlüsse. In Laclos' Roman „Liaisons dangereuses“ etwa, sind die Gedankengänge durchaus rationalistisch; empfindsam ist jedoch die Methode, mit der dieser aufklärerisch-souverain über der Liebe, bzw. dem, was er als solche bezeichnet, stehende Verführer sein Opfer fängt. Der echt aufklärerische Libertin geht von der Idee aus, daß Liebe etwas zu Erzeugendes, willkürlich zu Entflammendes ist, er wechselt lediglich je nach der Art seines Objekts, die Mittel. Voraussetzung ist, daß er über ein hervorragendes psychologisches Einfühlungsvermögen verfügt. Auf Grund genauer Beobachtung seines Opfers macht er sich einen bis in die kleinste Einzelheit im Voraus festgelegten Eroberungsplan. Ist das zu erobernde Mädchen zufällig eine empfindsame Natur, und dies ist meist der Fall, denn gerade diese waren unschuldig und ahnungslos, wie der Verführer sie brauchte, so werden sie mit eben den sentimentalischen Mitteln bezwun-

82) vgl. Kluckhohn, S. 96 f.

83) vgl. Kluckhohn, S. 191.

gen, die ihre eigentliche Tugend ausmachen. So spekuliert Derby auf Sophiens empfindsame Natur, wenn er sich als schmachtender Liebhaber oder großmütiger anonymer Wohltäter gibt und zwei ganz analoge Szenen finden sich im wohldurchdachten Eroberungsplan des Vicomte de Valmont in Laclos' Roman. Zweifellos entspricht dieser literarische Typ des Libertins, den wir schon bei Des Challes im 17. Jahrhundert vorgebildet finden und der dann in unzähligen äußeren Abwandlungen, aber immer mit dieser Grundhaltung im 18. Jahrhundert erscheint, einem wirklichen Menschentyp des ausgehenden Barockzeitalters, der, wenn auch nicht so einseitig in der Zielsetzung, in der Grundhaltung diesem literarischen Abbild entsprach. Es ist der intelligente, pessimistische, unabhängige Weltmann, der sich an das „*Oraculo manual y arte de prudentia*“ (1653) des Balthasar Gratian und an dessen Nachfolger hielt und jene, für das ausgehende 17. und beginnende 18. Jahrhundert so bedeutsame „Klugheitsmoral“ vertrat.

Ein solch skrupelloser Verführer wäre im Zirkel der Darmstädter unmöglich. Bei ihnen reüssiert der schwache Liebhaber Leuchsenring, der sich nicht rational-bewußt schwach stellt, um zu gefallen, sondern der tatsächlich schwach ist. Das allerdings weiß er, und weiß auch, daß ihm die Zur-Schaustellung dieser Tatsache zu seinen empfindsamen Erfolgen verhilft, aber er täuscht nichts vor, sondern inszeniert nur sich selbst und das ist der grundlegende Unterschied.

Freundschaft, beruhend auf dem Bestreben gegenseitigen Verstehens, Förderns und Helfens, wie es uns am selbstverständlichsten erscheint, finden wir im Darmstädter Freundeskreise natürlich auch, z. B. zwischen Goethe, Herder und Merck. Bezeichnenderweise machen diese Freunde keinerlei Aufhebens von ihren Beziehungen als solchen, ihnen war nicht die Form, sondern der Gehalt wichtig und wenn gelegentlich doch eine überschwengliche Freundschaftsbeteuerung zwischen ihnen gewechselt wird, so ist es mehr Zugeständnis an den allgemeinen lauten Gefühlsüberschwang der Zeit, als innerstes Bedürfnis. Die in vieler Hinsicht so bedeutsamen Beziehungen zwischen Goethe, Herder und Merck sind schon so oft untersucht und dargelegt worden, daß im Rahmen dieser Arbeit ein nochmaliges näheres Eingehen darauf sich erübrigt, insbesondere auch, da sie jeder echt empfindsamen Note entbehren, im Gegenteil gerade im besten Sinn des Wortes zweck- und zielstrebig sind.

Denn dies wurde ja gerade als Charakteristikum der empfindsamen Freundschaft erkannt, daß sie verpflichtungslos irgendwie im leeren Raum schwebt und daß sie nicht eine, nur zwischen ganz bestimmten Individualitäten mögliche Bindung darstellt, sondern daß

die Idee dieser Bindung lange vor den sie tragenden Einzelwesen da ist<sup>84</sup>). Noch sind die menschlichen Beziehungen eingebettet in die allgemeine Geselligkeit<sup>85</sup>) und deshalb ist der empfindsame Freundschaftskult trotz allen Gefühlsüberschwanges im letzten unpersönlich, ebenso wie der ihm nahe verwandte Briefkult, der dem Hang der Empfindsamen, ihr eignes Ich hemmungslos ausströmen zu lassen, fast noch mehr entgegenkommt.

Eine Zeit, die Schrifttum und Leben noch als Einheit empfand, die deshalb der in- und ausländischen Literatur — es sei nur an die englische erinnert — noch einen sehr wesentlichen Einfluß auf ihren Lebensstil und ihre Geisteshaltung gestattete, mußte auch dem vielseitigen und vieldeutigen Ausdruckselement des Briefes eine besonders zentrale Stellung einräumen. „Es ist die Eigentümlichkeit des Briefes als einer Form der Seele, daß er eine offene Form darstellt. Er ermangelt der postulierenden Strenge und Unerbittlichkeit ästhetischer Normen und ist doch auch aus dem Leben herausgehoben. Er bewegt sich zwischen der objektiven Vollendung eines Gedichtes und dem unerlösten Strömen des Lebens. Der Gehalt der Seele . . . konstituiert im Brief die Form und ist zugleich der Inhalt. Der Brief ist die Brücke über den leeren Raum, er überwindet die Ferne und schafft eine Nähe durch die Intensität der seelischen Dynamik. Denn er strömt die Persönlichkeit des Schreibenden zugleich aus, um den Empfänger an sich heran zu ziehen. Es herrscht eine doppelte Bewegung in ihm: Hingabe und Entäußerung auf der einen Seite und Behauptung und Gestaltung auf der andern Seite. Keine Form ist so sehr Symbol des hoffnungslosen Kampfes von Seele und Leben, wie der Brief. Es ist das Zeitloswerden der Seele in der Zeit, das Objektivwerden einer subjektiven Form . . . So bleibt die Form des Briefes immer gleitend und bewegt. Es ist eine unauflöslche Paradoxie, die Seele herauszulösen aus dem verfließenden Leben und sie doch nicht in eine objektive Form zu gießen. Es ist der immer neu unternommene Versuch, die Seele rein als Seele zu gestalten. Und diese Aufgabe ist als solche nie realisierbar. Aber gerade darum reizt sie seelenhafte und bewegte Menschen immer wieder, in Briefen sich ganz geben zu wollen.“<sup>86</sup>) Alle die-

84) „Es ist nicht genug für diese Rokokomenschen, die Freundschaft als Gesinnung zu besitzen, die alle Inhalte des Lebens reich und schön macht; das wichtigste für sie ist, sie abgelöst von allem Inhaltlichen zu genießen. Nur dadurch wird das Errichten von Freundschaftstempeln sinnvoll, daß man die reine Form verehrt, daß sie frei von dem Freunde erlebt und geschmeckt wird und in demselben Sinn ist der Freund ästhetisches Objekt, um in eine Frühlingslandschaft hineinstilisiert zu werden.“ Salomon, S. 70.

85) Vgl. Salomon, S. 43.

86) vgl. Salomon, S. 64 ff.

jenigen verachten den Brief, „deren Leben in Hingabe an die Welt und Tat sich verzehrt“. Die passiven Empfindsamen aber, denen das Leben keine eigentliche Möglichkeit gibt, ihren Gehalt auszudrücken, ergreifen mit Vorliebe den Brief, der ihnen zum „ephemären, verfließenden Gestaltwerden eines Seelischen“ die Möglichkeit gibt. Denn der empfindsame Schreiber verfaßt seine Briefe ebenso sehr um seiner selbst, als um des Empfängers willen. Deshalb sind viele jener Briefwechsel, trotz ihres persönlichen Gefühlsgehaltes, so unpersönlich und es ist durchaus keine Indiskretion, wenn man, wie Goethe es z. B. von Leuchsenring berichtet, diese Briefe unbeteiligten Dritten zur Kenntnis gab:

„Er (Leuchsenring) führte mehrere Schatullen bei sich, welche den vertrauten Briefwechsel mit mehrern Freunden enthielten: denn es war überhaupt eine so allgemeine Offenheit unter den Menschen, daß man mit keinem einzelnen sprechen oder an ihn schreiben konnte, ohne es zugleich an mehrere gerichtet zu betrachten. Man spähte sein eignes Herz aus und das Herz der andern... Solche Korrespondenzen, besonders mit bedeutenden Personen, wurden sorgfältig gesammelt und alsdann bei freundschaftlichen Zusammenkünften auszugsweise vorgelesen...“<sup>87)</sup>

Ebensowenig wie es bei der empfindsamen Freundschaft auf die Verbindung eines bestimmten Ich mit einem bestimmten Du ankommt, und die Form dieser Freundschaften die universale, öffentliche Gesellschaft ist, so sind auch die Briefe sehr oft an den Freund als solchen gerichtet und können daher von jedem Dritten, wenn er nur über ein empfängliches Herz verfügt, verstanden und genossen werden. Deshalb interessierte auch ein solcher Briefwechsel zwischen zwei an sich unbekanntenen Personen allgemein. Man erwartete gar nichts persönliches, sondern einen „Beitrag zur Geschichte der Zärtlichkeit“, oder „Lettres de deux Amants, habitants d'une petite ville au pied des Alpes“, wie denn auch die Titel und Untertitel, dieser unzähligen Briefromane, die sich alle als echte Briefwechsel ausgaben, lauten. Diese vorgebliche Echtheit all dieser Romane in Briefform wäre ja sinnlos und unverständlich, hätte man nicht damit dem Leser das Buch noch interessanter gemacht. Daß die Briefform überhaupt schlechthin die Form des empfindsamen Romanes werden konnte, hat zwei Gründe. Der durch die Aufklärung kritisch geschärfte Blick dieser Generation verlangte vom Dichter Wahrheit oder zumindestens Wahrscheinlichkeit des Dargestellten. Ein Briefwechsel, in dessen Einleitung der Au-

---

87) Dichtung und Wahrheit, 12. Buch, Band 26, S. 116.

tor meist auch noch genaue Rechenschaft darüber ablegte, wie und durch wen er in seine Hände gelangt sei, erfüllte diese Forderung am besten. Andererseits aber war nirgends so gut wie im Brief die Möglichkeit der Erschließung des intimen Seelenlebens gegeben. Denn abgesehen davon, daß der Brief die der empfindsamen Seele adäquatere Ausdrucksform darstellte, war es in literarischen Kreisen seit den epochemachenden „Lettres portugaises“, die zum ersten Mal den konventionellen Briefstil zugunsten eines höchst persönlichen überwandten, zur festen Gewohnheit geworden, alle psychologischen Romane in Briefform zu geben. Denn je mehr man die Menschenseele als etwas Einmaliges, Besonderes erkannte, um so mehr stieg das Interesse an der psychologischen Erfassung ihrer Eigenart. Das 18. Jahrhundert ist die eigentliche Begründungszeit der Psychologie. Zwei ganz verschiedene Ausgangspunkte, nämlich die Säkularisierung der pietistischen Schau nach innen und die, durch die ungeheuren Fortschritte der Naturwissenschaften erlangte Kenntnis vom menschlichen Körper, erweckte das Interesse für den Ablauf und die Funktionen des seelischen Lebens. Dabei übertrug man zunächst auf die Psychologie die Methoden der exakten Naturwissenschaft, in der Annahme, daß auch das seelische Leben in der gleichen Weise zu zergliedern und zu beherrschen sei, wie gewisse natürliche Lebensvorgänge und übersah dabei die ganz anderen Bedingungen des Innenlebens. Nur auf Grund solcher Anschauungen wird es möglich, daß man die Gefühle eines Liebenden unbedenklich in eine sechsjährige Kinderseele projiziert<sup>88)</sup> oder Romanfiguren konstruiert, wie die der oben genannten Libertins. Daß Sophie von La Roche und Laclos noch in den siebziger Jahren ziemlich kritiklos diesen von Richardson schon dreißig Jahre vorher ausgebildeten Typus übernehmen, erweist überrigens, wie unendlich gering, trotz aller inzwischen erfolgten sogenannten Beschäftigung mit Psychologie, das wirkliche Verständnis für das menschliche Seelenleben in dieser Zeit, die doch schon einen „Werther“ hervorbrachte, noch in den breitesten Kreisen war. Es ist zweifellos ein Verdienst der späteren Empfindsamkeit, daß sie das wahre Verständnis für die Psychologie wesentlich befördert hat. Romane wie „Anton Reiser“ oder Jung-Stillings Autobiographie zeugen doch schon von einem ganz anderen psychologischen Verständnis, wie etwa die noch ganz unter Richardsons Einfluß stehende „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“. Gerade die Betrachtung des „Anton Reiser“ zeigt, woher die Empfindsamkeit, der ja die naturwissenschaftliche Seelenerfassung der Aufklärung in keiner Weise zusagen konnte, ihr eigentliches Interesse und ihre Erkenntnisse der

---

88) vgl. Wezel, I, S. 14 und S. 56 ff.

Psychologie herleitete, nämlich aus der, bei Anton Reiser allerdings bis ins Krankhafte gesteigerten Selbstbeobachtung und Selbstanalyse. Und dies wiederum war eine Folge der schon oben erwähnten pietistischen Schau nach innen. Die pietistisch eingezogene Blickrichtung zum Zweck religiöser Sammlung, war zum Selbstzweck geworden, beim Horchen auf Gott hörte man auf sich selbst und dieses Ich begann mehr und mehr zu interessieren. Das reiche seelische Material, das eine das Gefühl so kultivierende Generation dem nach innen gerichteten Blick darbot, und die für diese Gemüter schreckliche Härte der Außenwelt begünstigte in hohem Maße die Entwertung der äußeren Lebensvorgänge zugunsten des seelischen Erlebens und führte schließlich in seinen extremsten Auswirkungen zu einer Erscheinung wie Karl Philipp Moritz, dessen Roman „Anton Reiser“ ja weitgehend autobiographisch zu werten ist.

Diese Menschen machten aber nicht halt beim Auskosten eigener Schwäche und eigener Krankhaftigkeit. „Die arme Roussillon, die lange, lange Märtyrerin dieses Lebens“<sup>89)</sup>, war geradezu prädestiniert das Objekt des sentimentaln Mitleids für alles Kranke und Schwache zu werden. Ihr Tod machte den Darmstädtern plötzlich die Unerbittlichkeit des Schicksals fühlbar, der man sich nicht mehr durch irgendwelche Umdeutung des realen Geschehens entziehen konnte. Vor der Strenge und Unerweichlichkeit des Todes zerfiel das kunstvolle Gebäude, in das die Empfindsamen sich zurückgezogen hatten.

„unsere Urania ist todt. Lila hat vor ihrem Bett gekniet und wollte nicht glauben, daß sie sterben konnte, sie hatte keine Schmerzen mehr, ihr Herz hörte auf zu schlagen, ohne daß mans wußte — ich habe sie nicht mehr gesehen. Wie tröstend ist da das Wiedersehen im Himmel —“<sup>90)</sup>

schreibt Karoline im April 1773 und dieselbe Gefühlslage schwingt in Luise von Zieglers Brief an Merck im September des gleichen Jahres:

„Notre chère Uranie!... Mais elle est bien heureuse. Quelle émulation dans toutes mes actions lorsque je me dis: Mes amis du haut des Cieux me voient...“<sup>91)</sup>

Auch Goethe ist durch diesen Tod tief erschüttert. Am Tage des Begräbnisses schreibt er an Kestner:

„Der Tod einer teuer geliebten Freundin ist noch immer um mich. Heute früh ward sie begraben und ich bin immer an

89) Herder an Merck, Wagner I, S. 37.

90) Karoline an Herder, II, S. 411.

91) Luise von Ziegler an Merck, Wagner II, S. 45.

ihrem Grabe und verweile, da noch meines Lebens Hauch und Wärme hinzugeben und eine Stimme zu sein aus dem Steine dem Zukünftigen. Aber ach, auch mir ist verboten, einen Stein zu setzen zu ihrem Andenken, und mich verdrießt, daß ich nicht streiten mag mit dem Gewäsch und Gerätsch“<sup>92)</sup>.

In der ergreifenden Schilderung vom Begräbnis jener früh verstorbenen Freundin im „Werther“<sup>93)</sup>, die in den verzweifeltsten Ruf ausklingt: „Sterben! Grab! ich verstehe die Worte nicht“, hat diese schmerzliche Trauer ihren poetischen Niederschlag gefunden.

Diese Empfindsamen können den Tod nicht verstehen, ihn nicht harmonisch einordnen in ihr Weltbild, können nicht an seine Unerbittlichkeit glauben und um ihn zu ertragen bleibt ihnen nur die Vertröstung auf ein Wiedersehen im Jenseits. Diese Menschen, in deren Leben die geoffenbarte Religion eine so geringe Rolle gegenüber der individualistischen Religion des Herzens und der Vernunft gespielt hat, ziehen sich also, wenn an die letzten Fragen menschlicher Existenz gerührt wird, doch auch wieder zurück in die tröstende Sphäre religiösen Glaubens und ergreifen die Stützen, die ihnen das Dogma des Christentums bietet, weil sich ihnen hier die einzige Möglichkeit auftut, wiederum der unmittelbaren Härte des Geschehens zu entfliehen und auch da, wo die religiöse Ueberwindung nicht gelang, versuchte man, da der Tod eben unbedingt zum Weltganzen gehörte und man sich also irgendwie mit ihm auseinandersetzen mußte, ihm wenigstens jeden Stachel zu nehmen. Die Aufklärung hatte wohl den Tod als grausam und unerbittlich empfunden, aber sie ertrug ihn, weil er, voll und ganz in ihr Weltbild eingefügt, als natürlicher, notwendiger und vernünftiger Bestandteil desselben empfunden wurde. Auch die Empfindsamen, in ihrer Passivität, versuchen sich damit zu trösten, daß hier ein notwendiger Ablauf der Dinge vorliege, aber weil sie den Tod eben nicht im Zusammenhang mit der großen Weltordnung erleben, die es für sie im aufklärerischen Sinn eben nicht gab, konnten sie ihn doch nicht als ein im letzten Sinnvolles empfinden, sondern ihr Erleben schlug um in kraftlose Schwärmerei für Trauriges, Mitleiderweckendes, Krankes. Weder die düstere Nachtstimmung, die die englische Poesie des 18. Jahrhunderts heraufbeschworen hatte<sup>94)</sup> und die etwa in Bürgers „Leonore“ (1774)

92) Goethe an Kestner, Erich Schmidt, S. 283 f.

93) Werther, Band 16, S. 179.

94) Thomas Parnell, „A Night Piece of Death“, 1722; Rowe, Letters from the death to living“, 1722; Richard Blair, „The tomb“, 1733; Young, „Nachtgedanken“, 1742 (1751 in Eberts Uebersetzung in Deutschland veröffentlicht) usw.

und Schillers „Räubern“ (1781) noch lange nach der Wirksamkeit des Darmstädter Zirkels fühlbar blieb, noch die erhabenen Todesvisionen des von den Empfindsamen so hochverehrten Messiasdichters, der den Sinn des menschlichen Lebens ja eigentlich erst vom Verständnis des Todes her deutete, finden bei den Darmstädtern einen wirklichen Widerhall. Weit entfernt aber waren sie auch von der frivolen, anakreontischen Gesinnung eines Gleim<sup>95</sup>). Dazu nahmen sie das Gefühl und alles was damit zusammenhing, doch viel zu ernst, ja sie glaubten so unbedingt an seine Macht, daß sie gar keinen Versuch machten, sich seinen Eindrücken irgendwie zu entziehen. So erleben sie unendlich feinhörig die Stimmung, die sowohl die Engländer und ihre Nachfolger als Klopstock in ihren Dichtungen heraufbeschwören. Aber damit lassen sie es sich genügen. Den Gehalt machen sie sich nicht zu eigen und so wird der Todesgedanke schließlich trivialisiert. Die Folge ist, daß er nun in allen möglichen und unmöglichen Zusammenhängen auftaucht, da jedes Gefühl für seine Erhabenheit verloren ist. Kein Wunder, daß diese Menschen, welche die Form als solche so sehr pflegten und verehrten, auch hier die Symbole statt des Inhalts ergriffen. Die Hauptrolle spielen Vorstellungen wie Gruft, Kirchhof, Bahre, Zypresse, Blässe, Schweigen u. ä., der Gedanke an den Tod weicht dem genießerischen Versenken in die durch diesen Gedanken erzeugte melancholische Stimmung, wie es uns die zeitgenössischen Romane deutlich offenbaren<sup>96</sup>). ‚Sogar Herder, damals dieser Haltung verfallen, versucht durch „traurige Gedanken“ den Zugang zu Seelenregungen zu gewinnen, die mit dem ursprünglich dahinter stehenden Todeserlebnis nicht mehr das geringste zu tun haben.

„So wie ich in vielen vortrefflichen Trauerspielen des Shakespeare, Sophokles, Euripides oft gefunden, daß Sterbende in der letzten Trauer ihrer Gedanken mit Einmal aufflammen, Licht bekommen und große Ahnungen sprechen, so ist derselbe Zustand in dieser Zeit so oft die Empfindung meiner Seele gewesen, daß nach einer Reihe trauriger Gedanken, die freilich nicht wissen was sie wollen, der Geist sich mit einemmal

---

95) „Tod kannst Du Dich auch verlieben?  
Warum holst Du denn mein Mädchen?...  
Tod, was willst Du mit dem Mädchen?  
Mit den Zähnen ohne Lippen  
Kannst Du es ja doch nicht küssen.“

Gleim, „An den Tod“, vgl. Rehm, a.a.O. S. 264.

96) „Grab und Tod werden dann oft um ihrer selbst willen geliebt, nicht um dessentwillen, was hinter ihnen liegt, zu dem sie führen... Von einem eigentlichen Todeserlebnis, einer wahrhaften Erschütterung spürt man immer weniger; denn starkes Fühlen ist selten, man will nur den wohlhlüstigen Reiz elegischer Gemütswallungen.“ Rehm, S. 297.

erholt hat, und wie wenn mein Genius nur einsilbig zu mir spräche, mir Szenen gezeigt hat, über die ich mit der Freude meines ganzen Herzens aufwalle und jauchze“<sup>97)</sup>.

Typisch ist in Herders Ausspruch, daß diese traurigen Gedanken „nicht wissen, was sie wollen“. Hier begegnet uns wieder dieses für die Empfindsamen so charakteristische gewissermaßen richtungs- und objektlose Gefühl, und soweit ist Herder durchaus den Sentimentalen zuzuzählen. Was ihn aber von ihnen grundlegend unterscheidet, ist die schließliche Konzentration dieses unbestimmten Gefühls auf ein ganz eindeutiges Objekt, wodurch ihm die Möglichkeit gegeben ist, diese Stimmung in schöpferische Phantasie umzusetzen, während die Empfindsamen zutiefst unproduktiv sind. Sie begnügen sich völlig mit hingebungsvollem Schwelgen in wehmutsvoller Melancholie, die in ihrer unbestimmten, verpflichtungslosen Gefühlslage ihnen besonders entsprechen mußte. Diese objektlose Traurigkeit, mit der sie Melancholie gleichsetzen, hat nichts Bitteres, es ist eine „süße Schwermuth, angenehme Melancholie“<sup>98)</sup>. Von hier bis zum krankhaften Auskosten dieser Gefühlslage, wie es uns in dem nun schon mehrfach zitierten „Anton Reiser“ entgegentritt, ist nur noch ein Schritt. Seine „Wonne der Tränen“ oder „joy of grief“ ist nichts anderes als eine grüblerisch-selbstgenießerische Wehmut, die typische Grundstimmung des „hohen Menschen“ der Empfindsamkeit, der inmitten einer ihm innerlich fremden, ja feindlichen Umgebung, unter den Qualen und Wonnen eigener Seelenverfeinerung und Seelenverzärtelung sein Leben verbringt<sup>99)</sup>.

Melancholie ist nicht mehr, wie in antiker Auffassung, begleitet von Genie, bzw. Vorstufe von dessen Aeüßerungen, sondern es ist unschöpferische Schwermut, die auf die Dauer lähmend, ja tödlich auf alles Gefühlsleben wirken muß. Diese sentimental Melancholiker verirrtten sich in eine Sackgasse; die ewige Bezogenheit alles Denkens und Fühlens auf das eigene Ich, diese Verengung des inneren Blickfeldes mußte zu schweren Schädigungen des seelischen Organismus führen. Was anfänglich Schwäche war, wurde Krankheit und die Krisis dieser Krankheit war der Selbstmord.

„Die Natur findet keinen Ausweg aus dem Labyrinth der verworrenen und widersprechenden Kräfte und der Mensch muß sterben... Das ist eben, als wenn einer sagte: der Thor, stirbt am Fieber! Hätte er gewartet, bis seine Kräfte sich

97) Herder an Karoline, I, S. 28 ff.

98) In Wielands Gedicht „An Chloe“, vgl. Herder an Karoline, I. S. 91.

99) vgl. auch Unger, a.a.O. S. 326.

erholt, seine Säfte sich verbessert, der Tumult seines Blutes sich gelegt hätten; alles wäre gut gegangen und er lebte bis auf den heutigen Tag“<sup>100)</sup>,

rufft Werther anlässlich des Freitodes eines unglücklichen Mädchens aus. Dieser empfindsame Mensch erkennt den Selbstmord als Bruder des natürlichen Todes, wie dieser ist er ihm letztes zwingendes Ergebnis eines natürlichen Ablaufs, gegen den man sich garnicht auflehnen kann. Daß die Selbstmorde unter den jungen Leuten nach dem Erscheinen des „Werther“ sich häuften ist keine Nachahmung, denn trotz aller Begeisterung für ein Buch würde wohl keiner seine Exaltation so weit treiben, wenn diese jungen Leute selbst nicht alle schon heimlich mit dem Gedanken einer endgültigen Flucht aus dieser Welt sich vertraut gemacht hätten, aus einer Welt, die ihnen überall die unüberwindlichsten Hemmnisse in den Weg zu legen schien. Werther sanktionierte nur dieses latente Weltfluchtgefühl, aber er weckte es nicht. Denn nicht Todessehnsucht etwa treibt diese jungen Menschen zum Selbstmord, sondern Lebensüberdruß und Lebensangst. Trotz aller letzten Aktivität also, die dieser Tat zugrunde liegt, entspringt sie zutiefst einer passiven, resistenzlosen Haltung. So schwer man sich also einerseits in die Gesetze der Welt und der Gesellschaft einordnete, so anerkennt man doch im letzten die natürlichen Ordnungsgesetze der Welt und unterwirft sich ihnen bedingungslos, ja mehr noch, unterstellt an sich freiwillige Handlungen, wie den Selbstmord, dem Naturgesetz und begibt sich damit eigentlich jeder Verantwortung für das eigene Handeln.

Naturgesetz bedeutet in diesem Zusammenhang göttlich festgelegte Ordnung, allgemein gültige Norm. Diese Formulierung des Begriffs weist noch auf aufklärerische Herkunft. Natur ist ihnen eine Macht außerhalb des eigenen Einfluß- und Willensbereiches, der man unbedingt gehorchen muß, ja von der man selbst ein Teil ist. Aus dieser Vorstellung des einmal Gesetzten, Gültigen entspringt dann auch die Idee, daß alle Abweichung hiervon falsch sei, daß das Natürliche, nun auch in Anwendung auf die biologisch-psychologischen Gegebenheiten, das einzig Richtige ist und von hier aus entwickelt sich die Forderung: Zurück zur Natur! Schon lange vor Rousseau hat die Aufklärung als gesunde Reaktion gegen die Verkünstelung der Lebenshaltung, wie sie sich nach dem Vorbild des von Ludwig XIV. regierten Frankreich entwickelt hatte, für Einfachheit und Natürlichkeit geworben. Die Bildung großer Städte, die in dieser Zeit anhebt, ein wachsender Kulturpessimismus und nicht zuletzt die durch die Poesie vermit-

---

100) Goethe, Werther, Band 16, S. 71.

telten Einflüsse der englischen Naturanschauung begünstigten die Sehnsucht des Städters nach dem einfachen Landleben, d. h. so wie er es sich vorstellte. Das Idealbild des bäuerlichen Standes, meist ohne irgendwelche Kenntnis seiner realen Lebensbedingungen, in eleganten und mit allen Bequemlichkeiten ausgestatteten Salons entstanden, wurde Sinnbild und Ausdruck der natürlichsten menschlichen Betätigung. Solchen Vorstellungen entspringen Schriften wie Hirzels „Wirtschaft eines philosophischen Bauern“ (1761) oder es werden Romanhelden konzipiert, wie Wezels Hermann, der trotz höfischer Erziehung mit seiner Baroneß aufs Land zieht, bäuerliche Kleidung anlegt und einen Bauernhof erwirbt. Aber in Ermanglung jeder inneren Beziehung zum Bauernstand und jeglicher praktischer landwirtschaftlicher Kenntnis verwirtschaftete er diesen natürlich sehr bald und als sich ihm die ganze Härte und Schwere dieses Lebens offenbart, hat er nur noch einen Wunsch: zurück in die städtische Zivilisation. Diese Gegensätzlichkeit zwischen ländlichem und städtischem Leben spielt in fast sämtlichen Romanen jener Zeit eine große Rolle. Auf dem Lande glaubte man echte Natur zu erleben; aber was man erlebte, war nur das eigene Ich mit anderer Staffage. Die Sehnsucht nach Loslösung und Befreiung von der als schädlich und hemmend erkannten Zivilisation weist die Empfindsamen in die Einsamkeit und ländliche Stille, die aber nur im Kontrast gegen das gesellige Stadtleben diese besondere Wirkung ausüben kann:

„Wir sind jetzt meist in der Luft und im Wald, und ists weiter nichts, so ist es doch nicht in der Stadt gelebt.“<sup>101)</sup>

schreibt Karoline. Man hat einen Horror vor dem Stadtleben und will es doch nicht missen, man sucht die Einsamkeit und kann doch die Gesellschaft nicht entbehren. Dieses Hinundherpendeln zwischen Stadt und Land, Einsamkeit und Geselligkeit, Ruhe und Bewegtheit ist für die Empfindsamen außerordentlich charakteristisch. Aber die „produktive Spannung, die in einem ausgeglichenen Wechsel zwischen Einsamkeit und Gemeinschaft liegt“<sup>102)</sup>, hat die empfindsame Generation nie erfahren, ihre Menschen kränken alle gerade an der charakteristischen Diskrepanz zwischen den beiden Polen. Auch die sentimentale Einsamkeit ist wiederum eine Funktion jenes frei schweifenden inhaltslosen, spezifisch empfindsamen Gefühls. Die Sentimentalen, die alle Gefühlsregungen voll genießen wollen, möchten weder die Reize der Geselligkeit, noch die der Einsamkeit missen und so suchen sie einen Mittelweg, indem sie genießerisch die Spannungslage zwischen den beiden Polen auskosten. Das führt zu jener unechten Ro-

101) Karoline an Herder, II. S. 107.

102) Maduschka, a.a.O. S. 11 f.

kokoeinsamkeit, die im Hofpark, in unmittelbarer Nähe der Zentren gesellschaftlichen Lebens, künstliche „hameaux“ errichtet, die ihre Lustschlößchen Eremitage, Mon Repos, Solitude, Sanssouci usw. nennt; aber die Einrichtung dieser Schlößchen ist durchaus für eine ganze stattliche Hofgesellschaft berechnet und das echte Schweigen völliger Einsamkeit hat wohl nur in Abwesenheit des Hofes in ihnen geherrscht. Zu dieser unechten Stimmung paßt trefflich das schäferliche oder ländliche Kostüm, das man dazu anlegte, um die Illusion der Zivilisationsferne zu vervollständigen. Das Illusionsbedürfnis der Barockzeit, das sich so wundervoll in den Verwandlungskünsten und Kulissenmalereien der damaligen Bühnenmaler und Architekten auslebt (man denke nur z. B. an die Galli Bibbiena und ihre kühnen Entwürfe), findet hier seine letzten, wenn auch reichlich verflachten Niederschläge.

Der empfindsame Mensch liebt die Einsamkeit in der Natur, weil in ihr sich sein stets bereites Gefühl am leichtesten und allgerneinsten entfalten kann und weil die in die Landschaft hineinprojizierte Empfindung ihn zu nichts verpflichtet, denn er will sich ja gerade zu nichts verpflichten, nicht zur religiösen Versenkung, noch zur Leistung, sondern er will letzten Endes nur sich selbst und sein Gefühl<sup>103)</sup>. Deshalb bleibt ihm auch die echte Einsamkeit fremd, die immer eine „innere Angelegenheit“ bedeutet, „eine Form des Sichverhaltens, der Beziehung und Beziehungslosigkeit zur Welt, ... die von vornherein der Seele innewohnt und ihre Struktur maßgebend bestimmt... Die spezifische Einsamkeit ist eine primäre Qualität des persönlichen Lebens, ein Urerlebnis der Seele, eine Art zu leben, ja leben zu müssen, die in ihrer Unabänderlichkeit zum Schicksal wird“<sup>104)</sup>. Der im Grund gesellige Empfindsame kann garnicht „einzelseelisch“ fühlen, er sucht auch in der Einsamkeit den andern und ergreift freudig die Möglichkeit des ungestörten Erinnerns an den abwesenden Freund oder Geliebten.

„O wie süße macht mir Dein Andenken die Einsamkeit!“<sup>105)</sup>.

„Ihr Geist soll mich umschweben, und o Gott, könnten Sie jedesmal das Gebet fühlen, das ich an Ihren geliebten Schatzen in jeder Einsamkeit richte...“<sup>106)</sup>.

Andererseits bedeutet die Einsamkeit auch einen einzigen abgeschlossenen Gefühlsraum, in dem alles nur um sich, für sich kreist

103) Maduschka, S. 29 f.

104) Maduschka, S. 4.

105) Karoline an Herder, I, S. 220.

106) Karoline an Herder, I, S. 193.

und wo dieser gesellige Mensch plötzlich die Wehmut des Alleinseins auskostet und sich selbst als höchst bedauernswert bemitleidet. Das ist die Grundhaltung Anton Reisers, der als Extrem dieser ganzen empfindsamen Seelenhaltung immer das prägnanteste Beispiel liefert. Er wälzt die Verantwortung für seine selbstverschuldete Einsamkeit immer auf die Umwelt ab und kostet nun dieses vermeintliche Unrecht, das man ihm antut, nach Herzenslust aus, ohne auch nur einen ernstlichen Versuch zu machen, seine Lage zu verändern. Diese passive Art der Einsamkeit birgt viele egozentrisch-quietistische Elemente in sich und ist völlig einseitig und unschöpferisch. Das zeigt sich deutlich beim Vergleich mit Herders Einstellung.

„wenn ich die Einsamkeit liebe, wenn ich trübsinnig und verwirrt bin, wenn ich in einer fühlbaren sombren Fassung mich befinde — so ist das auch gut... es stärkt die Denkart, ... gibt ihr Festigkeit, Sicherheit und Dauer“<sup>107)</sup>,

oder an anderer Stelle:

„in der Hölle der Einsamkeit werden Seelen geprägt und Charaktere bewährt“<sup>108)</sup>.

Für Herder ist die Einsamkeit eine Quelle schöpferischer Kraft, für die Empfindsamen aber ein Ort des Erinnerns, ein passives Resignieren, ein Vorwand, sich unproduktiven, melancholischen Stimmungen hinzugeben. Ganz von selbst stellt sich dabei die Assoziation mit einer Reihe der sentimental Deutung sehr entgegenkommenden Naturerscheinungen ein, wie Mondlicht, Nacht, Dämmerung etc. und wie am Beispiele des Todesgedankens schon verdeutlicht, tritt auch hier dann häufig das Symbol an die Stelle der zugrundeliegenden übersinnlichen Vorstellung. Nicht zufällig übermittelt Herder schon in einem seiner ersten Briefe Karoline jene Klopstocksche Ode, die mit der Heraufbeschwörung jenes ganzen empfindsamen Mondkolorits beginnt:

„Andern Sterblichen schön; mir kaum angeschaut  
ging der silberne Mond vorbei.  
Thranend wand ich von ihm mein melancholisches  
müdes Auge dem Dunkeln zu...“<sup>109)</sup>.

Die Weltanschauung all dieser Darmstädter Empfindsamen und ihrer Freunde ruht, wie schon im Zusammenhang mit den pietistischen Nachwirkungen in diesem Kreise angedeutet, auf dem

107) Herder an Karoline, I, S. 51.

108) Herder an Karoline, I, S. 133.

109) Herder an Karoline, I, S. 22.

Boden protestantischer Religiosität. Der eigentliche Vertreter christlich-protestantischer Theologie, mit allerdings noch stark pietistischem Einschlag, ist Herder <sup>110)</sup>. Leuchsenring vertritt das andere Extrem, er lehnt jedes Dogma ab, aber sein fanatischer Jesuitenhaß, sowie seine Befehdung von Lavaters wundergläubigem Christentum, wodurch auch dieser in Verbindung zu den Darmstädtern tritt, rückt ihn doch in den Bannkreis des Protestantismus. Auch Friedrich Heinrich Jacobis noch stark dem Pietismus verhaftete, aber der eigentlichen christlichen Religiosität fernstehende Gefühlsphilosophie <sup>111)</sup>, fand bei den Darmstädtern eifrige Anhänger, sodaß Herder, dem diese Denkart garnicht lag, nicht oft genug vor ihr und ihren Vertretern warnen kann <sup>112)</sup>. Schließlich fällt auch Goethes Auseinandersetzung mit dem Pantheismus in „Mahomets Gesang“ in diese Zeit <sup>113)</sup>, was immerhin beweist, daß auch ihn gerade damals das religiöse Problem stark beschäftigte. Den interessantesten Beitrag zum Thema der Religiosität lieferte im Kreise der Darmstädter Franz Michael Leuchsenring in seiner mehrere Jahre dauernden Korrespondenz und Kontroverse mit Lavater. Da diese Auseinandersetzung auch ein bedeutsames Licht auf die merkwürdige Verschlingung aufklärerischer und empfindsamer Ideen wirft, soll sie hier etwas eingehender dargelegt werden <sup>114)</sup>.

Wie mit Herder und Jacobi verband Leuchsenring auch mit Lavater zunächst eine schwärmerische Freundschaft, und zweifellos hatten der Schwärmer und der Enthusiast, wenn auch ihre Ziele weit auseinanderlagen, im Charakter manches Gemeinsame. Aber der fanatische Feind der Aufklärung und der Gesinnungsgenosse eines Biester, Gedicke und Nicolai, als welcher Leuchsenring sich später entpuppte, mußten sich notwendigerweise auf die Dauer entzweien. Schon in seinem ersten Bericht über seinen neuen Freund berührt Lavater den Kernpunkt der ganzen späteren Kontroverse, wenn er Leuchsenrings religiöse von seinem eigenen lebendigen Christusglauben so entfernte Anschauung tadelt und insbesondere bedauert, daß seine ersten „Bekehrungsversuche“ erfolglos geblieben waren.

110) vgl. Horst Stephan, a.a.O. S. 54 f.

111) vgl. Bollnow, a.a.O. S. 102 ff.

112) z. B. Herder an Karoline II, S. 70 und I, S. 227.

113) Mahomet betete erst Götzen an, dann wurde er Monotheist und bei der Betrachtung der Sterne, der Natur öffnete ihm der Allliebende die Brust, sodaß er nun unter jedem blühenden Baum, an jeder Quelle Gottes Nähe empfindet.“ Warnecke, a.a.O. S. 22. vgl. auch Eckhardt, a.a.O. S. 19 f.

114) vgl. Bollert, S. 28 ff. und S. 66 ff.; Schneider, S. 107; Keller, S. 160 ff.

115) Keller, S. 152, Anmerkung 1).

Leuchsenring dagegen bedauert<sup>116)</sup>, daß Lavater „sein Genie so mißbraucht und daß eine so schöne Seele in Gefahr stehe, zu verderben“. Aehnlich muß er sich zu Julie von Bondeli über Lavater ausgesprochen haben, denn sie berichtet darüber:

„... plus tolérant que moi, Mr. L. ne voulait pas m'accorder les conséquences que je voyais à un désir trop ardente d' avancer le règne de Dieu“<sup>117)</sup>.

Der gleiche Brief gibt Auskunft über die spöttische Ueberlegenheit, mit der Leuchsenring auf Lavaters religiösen Eifer herabsah und mit der er dessen Bekehrungsversuche abtat, wenn sie ihm zu lästig wurden:

„une ou deux fois n'étant pas seul avec Leuchsenring, Mr. Lavater avait touché sa corde dominante, qu'alors voyant qu'il commençait à s'échauffer, il avait sans rien dire pris son chapeau et que Mr. Lavater criait: ne vous en allez pas, je me tairais!“

Im Januar 1772, als Leuchsenring die Schweiz eben wieder verließ, machte Lavater noch einmal einen brieflichen Bekehrungsversuch und bat Leuchsenring

„das in seinen Augen einfältigste und unsinnigste Projekt — dass eigentliche Christentum aus der Welt auszurotten, die Autorität und die allbelebende Helfers-Krafft Christi wegzuraisonnieren oder durch eine neu gerüstete Art von Sentiments weg zu — empfinden“<sup>118)</sup>,

aufzugeben. Hier tritt Leuchsenrings ganzes Credo und die Grundideen seiner Toleranzideen deutlich zutage, denn er trug sich schon damals mit der Idee, das Christentum müsse ausgerottet werden und an seine Stelle sei eine Religion des Herzens, der Empfindung und der Vernunft zu setzen. Diese Gedanken sind ja im späten 18. Jahrhundert nicht mehr neu und es erstaunt, wenn in Lavaters Entgegnungen außer den Namen Biester, Nicolai, Gedicke, Wieland und Semler, keiner von den großen Namen des 18. Jahrhunderts erscheint, die doch alle mit dieser Idee sich irgendwie schon auseinandergesetzt hatten, sowohl polemisch als literarisch. Andererseits stützt sich auch Leuchsenring nirgends auf seine geistigen Ahnen, wie Leibniz, Wolff oder Lessing. Lediglich in seinem „Journal“ druckt er einmal einen Brief Montesquieus ab, der sich zugunsten der natürlichen gegen die Offenbarungsreligion wendet und

116) Keller, S. 151 ff., Anmerkung 1).

117) Bodemann, S. 359.

118) Keller, S. 160, Anmerkung 1).

ein anderer Aufsatz nimmt Bayle und eine Vernunftreligion gegen die Orthodoxie eines Louis Racine in Schutz<sup>119)</sup>. Leuchsenrings Ablehnung jeder positiven Religion zeigt deutlich seinen aufklärerischen Standpunkt. Die Person Christi, die auch ihm durchaus als verehrungswürdig erscheint, soll wohl als menschliches Vorbild, nicht aber als Religionsstifter beibehalten werden, d. h. es sollen Empfindungen des Herzens und Erleuchtungen des Verstandes als solche gepredigt und zur Nacheiferung empfohlen werden, wobei die Gestalt Christi als Beispiel, wenngleich als besonders Nachahmenswertes, dargestellt wird. Diese Auffassung nähert sich schon merklich dem Ideal einer wirklichen Vernunftreligion, wie es die französische Revolution für kurze Zeit zur Herrschaft erhob und dessen glühender Anhänger Leuchsenring in Paris wurde. Achim von Arnim, der ihn zu Anfang des 19. Jahrhunderts dort traf und damals von ihm die Eindrücke erhielt, welche die Figur seines Predigers Frank in der „Gräfin Dolores“ bestimmen, läßt diesen sagen:

„Freiheit... will ich suchen und Recht und Wahrheit, das alles finde ich in Paris... Dort werden wir bald keine Prediger mehr brauchen, die Religion der Vernunft findet ihre Priester in jedem Hausvater...“ „Sein Lieblingsgedanke“, fährt der Autor fort, „war die allgemeine Aufhebung aller öffentlichen Anstalten für den Gottesdienst... und nichts kränkte ihn so tief als... die feierliche Wiedereinsetzung aller Religionsparteien und ihrer öffentlichen Gebräuche...“ Frank fährt dann selbst fort: „ich habe keine von allen in Kirchen oder Tempeln verehrten Religionen, aber ich habe doch eine und wir wollen einmal uns wieder fragen, ob es nicht die allgemeine wird... ich habe politische Gesinnung, Enthusiasmus, Glauben: diese Religion zählt schon viele Märtyrer...“<sup>120)</sup>.

Wenn man diese extreme Haltung des späteren Leuchsenring kennt, nimmt es nicht wunder, daß man ihn schon damals in Lavaters Umgebung für einen Atheisten halten mußte. Vor allem Haller, den er in Bern kennen gelernt hatte, macht ihm diesen Vorwurf, insbesondere auch deshalb, weil er ihn, was allerdings nicht zutrifft, für einen Mitarbeiter der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen“ hielt, die er für das Organ der deutschen Religionsfeinde hielt. Man glaubte, der eigentliche Zweck seiner Reise in die Schweiz sei, als Missionar für die Ausbreitung achristlicher Ideen zu werben und erklärte auch „son embarras toutes les fois que lui Lavater avait voulu l'engager dans quelques conversations chrétiennes qu'il l'admonétait au nom

119) Bollert, S. 61.

120) Achim von Arnim, a.a.O. II. S. 175 ff.

de Christ de ne plus le persécuter, d'employer ses talents à l'avancement de son règne . . ." <sup>121)</sup>.

Obgleich keiner dieser Vorwürfe in dieser schroffen Form berechtigt war, entbehrten sie doch nicht jeder Grundlage. Den endgültigen Bruch aber führte die Auseinandersetzung über eine Frage herbei, welche die achtziger Jahre überhaupt sehr bewegte, nämlich der Streit um die Bewegung des sogenannten Kryptokatholizismus. Es hatte sich nämlich allgemein im protestantischen Deutschland die Meinung verbreitet, daß die seit 1773 landesverbannten Jesuiten durch das Medium verschiedenster religiöser Sekten und Gesellschaften (Rosenkreuzer, Freimaurer etc.) die Wiederausbreitung des katholischen Glaubens, insbesondere jesuitischer Färbung betrieben. Der wahrscheinlich richtige Kern des Gerüchtes wurde schnell vergrößert und da man keinerlei Tatsachenmaterial besaß, so wurde jede stark religiöse und gleichzeitig propagandistisch sich betätigende Persönlichkeit der Zugehörigkeit zu diesen unterirdischen Bewegungen verdächtigt. Als erbitterte Jesuitenfeinde traten in Preußen die Berliner Aufklärer auf, in Bayern bildete sich 1776 unter der Führung des ehemaligen Jesuitenzöglings Adam Weishaupt der Illuminatenorden, der es sich zum Ziel machte, diese Geheimbünde mit ihren eigenen Waffen zu bekämpfen. Diese Gründung ist aber nur im Zusammenhang mit der schon oben ausführlich erörterten Neigung der Zeit zur Geheimbündelei zu verstehen. Die Illuminaten, d. h. Erleuchteten, wollten die Vernunft durch religiöse Aufklärung fördern und weltbürgerliche Gesinnung verbreiten. Jeder Illuminat mußte zunächst Freimaurer sein. Durch ihre antimonarchistischen Tendenzen, die je länger, je mehr immer stärker hervortraten, wurden sie namentlich in Bayern verfolgt und schließlich verboten (von Kurfürst Karl Theodor, am 2. März 1785). Doch damals hatte die Bewegung schon weit über die bayerischen Grenzen hinausgegriffen und war damit keineswegs zu ersticken. Mitglied des Illuminatenordens, dem, wie oben schon erwähnt, auch Goethe und Herder angehört haben sollen, war selbstverständlich der „Jesuitenriecher“ Leuchsenring. Entgegen Bollerts Meinung, der seinen fanatischen Jesuitenhaß neben den tatsächlich unerfreulichen Beobachtungen, die er bei den Jesuiten gemacht haben mag, auf komplizierte psychologische Vorgänge zurückführen will <sup>122)</sup>, scheint diese Einstellung sich vor allem durch Leuchsenrings aufklärerische Haltung zu erklären. Die jesuitische Denkakrobatik mußte ihm ebenso zuwider sein, wie die mystische katholische Glaubenswelt und die Wundergläubigkeit eines Lavater. Und gerade dieses letztere Element in Lavaters

121) Julie von Bondeli an Usteri, Bodemann, S. 350 ff.

122) Bollert, S. 67.

Glauben und dessen Interesse für Cagliostro, Meßmer und ähnliche Gestalten, mußte ihn den „Jesuitenriechern“ besonders verdächtig machen. Dreizehn Jahre nach ihrer letzten Begegnung, im Jahre 1785, fuhr Leuchsenring wieder nach Zürich, entschlossen, eine endgültige Klärung über Lavaters religiöse Zugehörigkeit herbeizuführen. Die zunächst rein persönlichen Auseinandersetzungen nahmen schließlich einen immer mehr öffentlichen Charakter an und da keiner seinen Standpunkt aufgeben wollte, vergrößerten sich die Gegensätze immer mehr bis durch Lavaters „Letzte Antwort an Herrn Leuchsenring“<sup>123)</sup> alle Beziehungen zwischen den beiden Männern abgebrochen wurden, die

„just durch das Verschiedene ihrer Eigenthümlichkeiten und doch zugleich beide auf Realitäten abzielend, anstatt einer dem andern etwas zu werden und sich fortzuhelfen, einer dem andern zu falle werden mußte“<sup>124)</sup>.

Betrachtet man die psychologischen Hintergründe dieses Streites, so hat Lavater zweifellos recht, wenn er Leuchsenrings Uebeeifer „durch das armselige Steckenpferd einer vieljährigen Anekdotenhascherey bey guten Absichten und einem beruflosen Leben, Leidlich genug erklären und entschuldigen kann“. Dem heutigen Gefühl widerstrebt aufs äußerste die „Inquisitionsmäßige Zudringlichkeit“, mit der Leuchsenring teils aus eigenem, teils als Wortführer der Berliner Aufklärer, Lavaters religiösen Ideen auszuspielen versucht und schließlich konnte er ja doch keine klare Antwort bringen. Aber es darf auch nicht verkannt werden, daß die Gefahr mystisch-verschwommener Vorstellungsbildungen, gegen die mit Aufbietung aller Kräfte gekämpft zu haben das Verdienst der späten Aufklärung war, gerade durch Gestalten wie Lavater bedenklich vergrößert wurde. Ein Bekehrungsversuch Lavaters an Leuchsenring brachte die erste Trübung in ihr Verhältnis, ein Bekehrungsversuch Leuchsenrings an Lavater führte dann zum endgültigen Bruch<sup>125)</sup>.

Für die Erkenntnis der empfindsamen Seele ergibt sich aus dieser Kontroverse, gesehen im Zusammenhang mit den schon vorher an Leuchsenring festgestellten sentimental Zügen, daß Aufklärung und Empfindsamkeit, Rationalismus und Gefühlseligkeit sich durchaus nicht ausschließen, sondern nicht nur innerhalb eines Freundeskreises, sondern sogar innerhalb ein und derselben Persönlichkeit sich vereinen können.

123) Bollert, S. 76 ff.

124) Matthei von Sarasin, am 1. II. 1787.

125) Bollert, S. 65.

Die menschliche Seele ist eben zu reich, um sich schematisch in eine Kategorie einreihen zu lassen.

Wenn uns in Leuchsenring also eine im Religiösen völlig aufklärerisch bestimmte Persönlichkeit entgegentritt, so ist dies doch auch wiederum nur eine mögliche Haltung der Empfindsamen zum religiösen Problem. Die Sentimentalität ist ja, wie oben schon festgestellt, selbst weitgehend die Säkularisierung einer religiösen Haltung, nämlich des Pietismus und so trägt sie selbstverständlich auch noch Wesensmerkmale dieser ihrer religiösen Herkunft in sich. Die souveräne Beherrschung des Lebens durch die Religion, die noch den Pietismus bestimmt, war aufgehoben. Das religiöse Leben als solches trat als autonomer Bezirk neben andere Bezirke des geistigen Lebens. Die rein theologischen Fragen, noch bei Lessing eng mit dem gesamten geistigen Leben verknüpft, werden nun, infolge der Ausweitung der theologischen Wissenschaft, mehr und mehr Fachfragen der Theologie, die nicht mehr das Interesse der Gesamtkultur beanspruchen<sup>126)</sup>. Trotzdem wird Religion wieder echtes Seelenbedürfnis; man begnügt sich nicht mehr mit dem von der Aufklärung gebotenen Surrogat der Moral. Lavater gibt hierfür die Formulierung: „Die Tugend hat es mit der Erde, die Religion mit dem Himmel zu tun“<sup>127)</sup>. Das religiöse Gefühl des Einzelnen, unabhängig geworden vom Dogma, weitet sich gewaltig aus zu einem ästhetischen Pantheismus. Das Schöne in der Welt wird zum Gegenstand religiöser Schau erhoben. Das mystisch-pietistische Einswerden mit Gott wandelt sich in ein Einswerden mit der als Harmonie ersuchten Welt, in ein Zusammenklingen des Menschen mit ihrer Allbeseelung<sup>128)</sup>. Natürlich konnte eine solche religiöse Gefühlsausweitung mit dem alten Gottesbegriff nichts mehr anfangen. Der aufklärerische Gottesbegriff war transcendental und stammte noch aus der Zeit einer mechanischen Naturauffassung. Die von Gott in einem einmaligen Schöpfungsakt aufs trefflichste geschaffene Welt läuft nun, einem Uhrwerk gleich, ab, sodaß ein Eingreifen Gottes nicht mehr nötig ist. Dieser Glaube an die Güte der Vorsehung, die alles aufs beste eingerichtet hat, wurde zum moralischen Postulat erhoben und forderte bedingungslose Fügung in das Schicksal. Die außerordentliche Passivität gegenüber dem Weltgeschehen und dem persönlichen Geschick, die uns schon so oft bei den Empfindsamen begegnete, wird durch diesen Gottesbegriff zur moralischen Pflicht erhoben und das schloß jeden subjektiven Lebensanspruch aus; Gelassenheit und Genügsamkeit sind die Ideale der Lebensführung.

126) vgl. auch Maduschka, S. 29 ff.

127) vgl. Rehm, 282.

128) vgl. Spranger, S. 163.

Den aus pietistischem Lager erwachsenden Angriffen auf diese transcendente Gottesauffassung gesellte sich die Erkenntnis der unhaltbaren sozialen Zustände. Angesichts der ungeheuren Unbill, die dauernd von den Herrschenden, den „Tyrannen“ geübt wurden, steigen Zweifel auf an der Gültigkeit der alten Gottesauffassung und ihrer Forderung gelassener Ergebenheit in jegliches Schicksal. In Gerstenbergs „Ugolino“ (1768), Lessings „Emilia“ (1772) und Schillers „Räubern“ (1781) finden diese Zweifel ihre poetische Formulierung<sup>129)</sup>.

Die eigentlichen Empfindsamen nehmen eine Zwischenstellung ein. Sie haben den starren Gottesbegriff wohl zugunsten einer pantheistischen Vorstellung von einer in allem Seienden lebendigen Gottheit aufgegeben, Gott ist ihnen nicht mehr „Denkgebilde“, sondern „Glaubensinhalt“<sup>130)</sup>, aber infolge der oben dargestellten Absonderung des religiösen Erlebens, ist dieser Gottesbegriff nicht mehr imstande, das Lebensgefühl so ausschlaggebend zu beeinflussen, daß dadurch eine tatsächlich neue Haltung dem Leben gegenüber gewonnen wird, sondern die Empfindsamen verharren, gemäß ihrer tieferen Verankerung in der bürgerlichen Welt, trotz dieses gewandelten Gottesbegriffes, noch immer in jener spezifisch passiv-gelassenen Haltung der vorangegangenen Zeit. Vollkommener Ausdruck dieses Gelassenheitsideals ist in der frühen Empfindsamkeit Gellerts „Schwedische Gräfin“<sup>131)</sup>, deren passive Ergebenheit in das Schicksal fast unsittlich anmutet. Aber gerade diese Widerstandslosigkeit gegenüber der zwar verständlichen, aber als göttlich anerkannten Fügung, erschien der Zeit im höchsten Maße moralisch und rührend. All diese sentimentalischen Romanheldinnen (bezeichnenderweise werden fast ausschließlich Frauengestalten zum literarischen Träger dieser Seelenhaltung gewählt) von Richardsons „Clarissa“ und „Pamela“ über Gellerts „schwedische Gräfin“ bis zu Sophie von La Roches „Sternheim“ sind Märtyrerinnen für das Ideal der Tugend. Was sie auch im Einzelnen erdulden, ihre Tugend bleibt stets unberührt und bewährt sich in jeder Situation. Daß diese Auffassung nicht nur literarisches Postulat, sondern wirkliche Erlebnisform darstellt, erweist die von Karoline berichtete unglückliche Liebesgeschichte ihres Bruders<sup>132)</sup>. Dieser hatte als Student in Gießen eine Professorstochter kennen gelernt, sie liebten sich „edel und zärtlich“ und kamen ein Jahr lang fast täglich zusammen. Als der junge Flachsland dann kurze Zeit in Darmstadt weilte, drang die ferne Freundin plötzlich in ihn, jegliche Ver-

129) vgl. Brüggemann, S. 106 ff.

130) vgl. Rehm, S. 282.

131) vgl. Brüggemann, S. 100 f.

132) Karoline an Herder, I. S. 310.

bindung mit ihr zu lösen, da „sie glaubte, es ihrer Tugend schuldig zu seyn“. Karoline gelingt es darauf scheinbar, diesen Entschluß der Freundin umzustößen, aber bald darauf heiratet diese, ohne dem armen Flachsländler vorher eine Mitteilung zu machen. Welche Motive wirklich diesem Handeln zugrunde lagen, können wir nicht mehr feststellen, es ist auch nicht so wichtig. Denn auch wenn die Wahrung der „Tugend“ nur eine Ausrede war, um den Abbruch der Seelenfreundschaft herbeizuführen, so ist dies schon bezeichnend genug. Karoline äußert sehr bitter:

„... nun hat sie ihren Satz ausgeführt, der Tugend will sie ein Opfer bringen und meinen Bruder nicht heurathen. Gott weiß welche Tugend das ist, aus dem Grandison, übelverstandene Religion, und düstre Moral ihres Vaters. mein Bruder wurde geliebt, das weiß er, und eben das nagt ihn so schrecklich, daß eine so finstere Sittenlehre die heiligsten Bande der Menschheit zerreißen muß, durch sein ganzes Leben in Gießen hat er ihr gezeigt, daß er Gott, Religion und Tugend glaubt, wenn er schon nicht in die Kirche gieng. aber es war umsonst. Die Tugend aus den Wolken mußte siegen, und die Menschheit mit Füßen getreten und mein Bruder unglücklich seyn. Traurige Erfahrung übelverstandener Religion! Hätte sie wahre Menschheit gekannt, und Unterricht gehabt, so wäre mein Bruder jetzt glücklich, aber nun sagt er, wird er nie wieder ein so sanftes mit ihm gleiches Herz finden, o wenn doch alle Romanen, die die Menschheit so unglücklich machen, verbrennt würden!...“

Aber auch die Romane, denen Karoline hier in ihrem Unmut einen Teil der Schuld beimißt, formten ja nur das, was das Leben ihnen bot. Diese an anderer Stelle ja schon oft betonte Disharmonie zwischen Leben und ethischer Forderung war aber keineswegs eine unbedingt notwendige Folge empfindsamer Seelenhaltung. Wo die aufgenommenen Eindrücke harmonisch zusammenklingen, wurden im Gegenteil durch das Ideal der Gelassenheit und Ruhe gerade die Gegensätze versöhnt, die Leidenschaften gedämpft oder am ungesetzlichen Ausbruch verhindert. Die Gelassenheit der Empfindsamen, soweit sie in diese Harmonie mündet, trägt außerdem noch den Stempel ästhetischen Genießertums.

„... versprechen Sie mir, mein Einziger, ebenso gelassen über alles hinwegzugehen, es der Vorsehung zu überlassen und jede Stunde des Lebens so schön zu genießen, als Sie können...“<sup>133)</sup>

schreibt Karoline an Herder.

133) Karoline an Herder, I. S. 239.

Und diese Art der Gelassenheit ist es auch, die einen wesentlichen Zug der „schönen Seele“ ausmacht. Dieser für die Empfindsamen so zentrale Begriff ist Forderung und Ausdruck zugleich. Er setzt ein Konglomerat von Eigenschaften, wie Tugend, Gelassenheit, Schönheit usw. voraus und drückt als Typus gerade die charakteristische empfindsame Verschmelzung all dieser Forderungen aus. Tornius gibt der 2. Auflage seines Buches über die Empfindsamen in Darmstadt den Titel „Schöne Seelen“, wobei er diesen Begriff in Anwendung auf die Empfindsamen völlig mit „Seele und Empfindung“ identifiziert<sup>134</sup>). Der Begriff der „schönen Seele“, schon von Plato und Plotin geprägt und im Laufe der Jahrhunderte mannigfachen Wandlungen und Bereicherungen unterworfen<sup>135</sup>), erfährt im 18. Jahrhundert die entscheidende Umdeutung von einer bloßen Eigenschaftsbezeichnung zu einer Typenbenennung. Da fast stets der gleiche und zwar ein empfindsamer Typus Träger dieses Begriffes war, wurden beide in einer Zeit, in der die Lebensformen des empfindsamen Menschen so herrschend waren, identifiziert. „Schöne Seele“, noch bei Opitz weitgehend gleichbedeutend mit einem Konglomerat aus unschuldiger, affektloser Tugendhaftigkeit, pietistischer Frömmigkeit, demutsvoller Passivität, allgemeiner Menschenliebe und bürgerlicher Weltanschauung, wird nun, da all diese Bedeutungen und noch mehr Komponenten des empfindsamen Menschenideals werden, Gesamtbezeichnung für dieses Ideal, wobei der Begriff aber eine wesentliche Erweiterung und Umdeutung erfährt. Konnte Diderot von Richardsons Werken noch sagen, daß man sie um so mehr schätze, „plus on a l'âme belle“, so spricht schon Rousseau nur noch von den „belles âmes“. Wieland definiert im „Agathon“<sup>136</sup>):

„Eine schöne Seele, welcher die Natur die Lineamenten der Tugend eingezeichnet hat, begabt mit der zartesten Empfindlichkeit für das Schöne und Gute, und mit angeborener Leichtigkeit jede gesellschaftliche Tugend auszuüben, kann durch einen Zusammenfluß ungünstiger Zufälle an ihrer Entwicklung gehindert, oder an ihrer ursprünglichen Bildung verunstaltet werden... Eine schöne Seele kann sich verirren, kann durch Blendwerke getäuscht werden, aber sie kann nicht aufhören, eine schöne Seele zu sein.“

Wie für Shaftesbury war auch für Wieland der harmonische Ausgleich letztes Ziel. Hier ist die Brücke zu Schillers Begriff der „schönen Seele“, der jedoch diese Harmonie in einer viel höheren

134) Tornius, S. 44.

135) vgl. hierzu die Arbeit von H. Schmeer, a.a.O.

136) Agathon, III, S. 188 ff.

Ebene sucht, als alle seine Vorgänger und außerdem, in Erkenntnis der dem Menschen gesteckten Grenzen, nicht dem in seiner Vollkommenheit unerreichbaren Zustand, als vielmehr dem unendlichen Streben darnach den Primat gibt. Die Spannungen, zwischen denen Wieland diesen Ausgleich sucht, sind nicht sehr hoch, „denn für hohe Intensität war in diesem lebenswürdigen Spiel des Rokoko kein Platz“<sup>137)</sup>, das den Begriff immer mehr vom ethisch-moralischen ins ästhetische umbiegt.

Man sollte annehmen, daß gerade Wielands Formulierung im Darmstädter Zirkel die bereitwilligste Aufnahme gefunden habe. Statt dessen hielt man sich mindestens ebenso sehr an Sophie von La Roches Deutung, deren Sternheim eine eigentlich noch vorwielandische Stufe verkörpert und noch wesentlich enger als dieser sich an Richardsons christlich-moralisches Tugendideal anschließt, das doch schon Shaftesbury in seiner Spannungslosigkeit für „unpoetisch und falsch“ erklärt hatte. Karoline nennt die Sternheim ihr „ganzes Ideal von einem Frauenzimmer; sanft, zärtlich, wohlthätig, stolz und tugendhaft und betrogen“<sup>138)</sup> und entwirft damit ganz das Bild einer empfindsamen „schönen Seele“. Diese „schöne Seele“ hat sich nicht, wie Wielands Danae, selbst verirrt, sondern sie ist unschuldig, ohne Wissen fehlgeleitet und büßt nun dafür. Aber auch sie hört natürlich in allen Verirrungen und Verwicklungen nie auf, eine schöne Seele zu sein. Trotz der eifrigen Nachahmung, deren Sophie von La Roches Heldin sich im Kreise der weiblichen Mitglieder des Darmstädter Kreises erfreute, — „ach wie weit bin ich noch von meinem Ideal von mir selbst weg! welche Berge stehen getürmt vor mir! ach! ach, ich werde im Staub und in der Asche bleiben!“<sup>139)</sup> —, so sehr mißverstehen sie die eigentliche Absicht der Autorin. Denn diese wollte gar keine „schöne Seele“ als solche vorführen, sondern, und hier zeigt sich, wie stark sie noch der Aufklärung verhaftet ist, sie verfolgt eine durchaus lehrhafte Tendenz. Das Buch richtet sich an die Erzieher und es soll bewiesen werden, daß durch richtige Erziehung, deren Ergebnis dann eben eine „schöne Seele“ ist, eine Sicherheitsinstanz geschaffen wird, die alle Schicksalsschläge erträglich und überwindbar macht. „Die Liebe und die Uebung der Tugend und der Wissenschaften“, sagt ganz im Anfang des Buches der Oberst Sternheim zu seiner Gemahlin, „geben ihrem Besitzer eine von Schicksal und Menschen unabhängige Glückseligkeit . . .“<sup>140)</sup>. Der ganze Roman ist nichts als ein Beweis dieser Theorie. Die Tugend Sophiens bleibt, trotz aller Anfechtungen, untadelig bestehen.

137) Schmeer, S. 42.

138) Karoline an Herder, I. S. 239.

139) Karoline an Herder, I. S. 239.

140) S. 31.

Von dem ihrer überdrüssigen vermeintlichen Ehemann in das wü-  
steste Gebirge verschleppt, ohne Aussicht auf Befreiung, kann sie  
noch mit Gelassenheit, ja gewisser Selbstzufriedenheit von sich  
sagen:

„... von dem Genusse alles dessen, was die Menschen  
als Wohlseyn betrachten, entfernt, genieße ich die wahren Ge-  
schenke des Himmels, die Freude wohlzutun und die Ruhe  
des Gemüts, als die Früchte der wahren Menschenliebe und  
erfahrner Tugend. — Reine Freude, wahre Güter! ihr werdet  
mich in die Ewigkeit begleiten, und für euren Besitz wird meine  
Seele das erste Danklied anstimmen“<sup>141)</sup>.

Sophie ist also vollkommen den Prinzipien treu geblieben, die ihr  
Vater schon als die allein maßgeblichen anerkannte und ihr von  
klein auf anerzog. Daß durch Erziehung, d. h. bewußte, verstandes-  
mäßige Beeinflussung ein Garant für glückliches Leben geschaffen  
werden kann, entspricht ebenso der aufklärerischen Weltauffassung,  
wie die Idee, daß so etwas, wie eine „schöne Seele“ überhaupt an-  
erzogen werden kann, wobei letzteres eben auch mit einer noch we-  
sentlich moralischen Vorstellung von der „schönen Seele“ sich er-  
klärt.

Die enge Verknüpfung empfindsamer Seelenhaltung, beson-  
ders in ihrem Frühstadium, mit Begriffen wie Tugend, Moral, Sitt-  
lichkeit u. ä. erweist deutlich die Herkunft des Wortes  
„empfindsam“. Anlässlich der Uebersetzung von Sternes „Sen-  
timental Journey“ schlug Lessing dem Uebersetzer Bode im Jahre  
1768 diesen Ausdruck als Verdeutschung von sentimental vor, statt  
sittlich, wie Bode zuerst übersetzen wollte, in Anlehnung an die  
Grundtendenz dieser Art literarischer Produktionen, die bewußt ge-  
gen die rohen, derben oder schlüpfrigen Romane der vorhergehenden  
Epoche Front machten. Solche „sittlichen“ Tendenzen liegen auch  
den Schriften von Gellert, Hermes, La Roche u. a. zugrunde, die alle  
ihre Herkunft aus dem Bereich moralischer Lehrhaftigkeit, dem  
auch die vielen moralischen Wochenschriften entsprangen, nicht  
verleugnen.

---

141) S. 301.

## IV.

**Zusammenfassung.**

Die Verbreitung der wirklichen sentimentalen Haltung, auf die allein es uns hier ankam, ist durchaus nicht so groß, wie man in Anlehnung an die These von der „empfindsamen Zeitkrankheit“ allgemein annimmt. Denn es besteht, wie schon eingangs erwähnt, ein ganz prinzipieller Unterschied zwischen den „impressionistischen“ Empfindsamen, welche die sentimentale Mode als eine solche mitmachten, die sich ihrer Arabesken und Schnörkels, ihrer Umgangsformen, ihrer Redeweise, ihres Gefühlsüberschwanges und in gewissem Sinn auch ihrer Denkart bedienten, die jedoch in ihrem Innern keineswegs echte Empfindsame waren und den „expressionistischen“ Empfindsamen, für die alle diese äußeren Formen Ausdruck ihres innersten Wesens waren. Diese allein können als echte Empfindsame bezeichnet werden.

Drei verschiedene geistige Haltungen beherrschen in den siebenziger Jahren des 18. Jahrhunderts das kulturelle Leben Deutschlands: Aufklärung, Empfindsamkeit und Sturm und Drang. Das Ergebnis ihrer wechselseitigen Durchdringung und Befruchtung ist die deutsche Klassik. Als Zeitgenossen der Darmstädter finden wir daher die Vertreter verschiedenster Geisteshaltungen: Klopstock („Messias“ 1773 vollendet), Lessing („Emilia Galotti“ 1772), Wieland (Agathon 1769), Lavater, Gleim u. a. m. Außerdem aber erscheinen auch die entscheidenden Manifestationen des Sturm und Dranges kaum zwei bis drei Jahre nach der Wirksamkeit des Darmstädter Zirkels: des Vorläufers Gerstenberg „Ugolino“ 1768, Lenzens „Hofmeister“ 1774, Leisewitzens „Julius von Tarent“ 1775, Klingers „Sturm und Drang“, Maler Müllers „Faust“ und Wagners „Kindermörderin“ 1776 und Goethes „Götz“ erwuchs geradezu unter den Augen der Darmstädter.

Der merkliche Bruch, der um die Jahrhundertmitte durch die deutsche Kultur ging, der sich in der Säkularisierung des religiösen Gefühls, in der erneuten Hinwendung zu den irrealen Lebensmächten, in der Entdeckung des subjektiven seelischen Lebensan-

spruches, kurz in all jenen Erscheinungen kundtat, die mit der Herrschaftsübernahme des Bürgertums eng verbunden sind, erhält jetzt in den siebziger Jahren seine charakteristische Prägung. Im Kreise der Darmstädter ruhen die Gegensätze, von außen gesehen, noch friedlich nebeneinander, aber schon wenige Jahre später, im Sturm und Drang, setzt die revolutionäre Auseinandersetzung ein, die zur völligen Abkehr von der alten barocken Welt führte, denn nun spürte man zu deutlich die „Gefahren der Empfindsamkeit“, wie dieser Untertitel von Wezels 1782 erschienenem Roman „Wilhelmine Arend“ und die, mit diesen Gefahren sich auseinandersetzen den Romane, wie „Werther“ und „Anton Reiser“ bezeugen.

Der Darmstädter Freundeskreis als Schnittpunkt zweier geistiger Welten zeigt uns in Karoline, Luise von Ziegler, Henriette von Roussillon und bedingt auch Leuchsenring und all ihren verschlungenen Beziehungen, Gestalten und Formen, die durchaus noch dem Rokoko, jenem verfeinernden, Gefühl und Aeußerung verniedlichenden Ausläufer des Barock angehören, in Goethe und Herder dagegen Wegbereiter, ja Vollender der neuen geistigen Haltung.

Die Aufklärer hatten den Menschen als körperliches und geistiges Wesen zum unerschöpflichen Thema gemacht, die empfindsamen Vertreter eines gesteigerten Individualismus engten diesen allgemeinen Terminus ein und beschränkten sich auf eine Betrachtung ihrer eignen Menschlichkeit, auf ein Sinnieren und Meditieren über die eignen Gefühle, was schließlich im besten Fall in gesteigertes psychologisches Interesse mündete, welches durch die Säkularisierung der pietistisch eingezogenen Blickrichtung noch unterstützt wurde. Je mehr sich der weite, auf die Realität gerichtete, kosmopolitische Gesichtskreis der Aufklärungszeit verengte, um so mehr weitete sich in der Folgezeit der innere Bereich der Gefühlserlebnisse aus. Die Aufklärung wertete das Gefühl und alles, was damit zusammenhing, nicht als seelische, sondern als ausschließlich dynamische Kraft; was ihre Menschen verband, war die Einheitlichkeit des Weltbildes. Der Pietismus lieferte den Empfindsamen erst die Gefühlsauffassung, mittels der ersie die einzelseelische Isolierung aufzuheben imstande waren, welche die Angehörigen der Aufklärungszeit voneinander trennte. An Stelle der Vorstellung von einer Totalität des Weltgefüges, trat die von der Totalität des Einzelmenschen und diese verlangte die Einbeziehung der nun einmal nicht wegzuleugnenden irrationalen Elemente. Die wissenschaftliche wird in eine poetische, bzw. künstlerische Kultur umgewandelt und war für das beginnende Jahrhundert die Wissenschaft typisch, so

wird es für das ausgehende die Kunst<sup>142)</sup>. Die Diskrepanz zwischen Natur und Geist, diese Grundproblematik der Klassik, offenbart sich bereits bei den Empfindsamen, schon sie rücken die Kunst, die teilhat an beiden Reichen, in den Mittelpunkt des Interesses und machen sie so zur Lebensnorm. Ihr Vorbild ist daher die „schöne Seele“, als erhoffte Synthese von Natur und Geist.

In dem engen Nebeneinander zwischen Aufklärung und Empfindsamkeit offenbart sich aber auch die entscheidende Polarität des deutschen Wesens, die sich einerseits in wissenschaftlichem Erkenntnisdrang, verbunden mit unendlich mühsamer und liebevoller Kleinarbeit, andererseits in der Ueberwindung aller hemmenden irdischen Grenzen durch die ins Unendliche sich ausweitende schöpferische Phantasie auslebt. So müssen wir das Nebeneinander von Hallers und Brokes Kleinmalerei und Klopstocks erhabenen Visionen sehen, so stehen die grandiosen Leistungen der Technik neben der Musik eines Bach oder Beethoven, so steht der grenzenlose Raum eines gotischen Domes neben dem engen getäfelten Gemach eines „Hieronymus in der Klausur“, so stehen Dürersche Landschaften, oder sein „Rasenstück“, seine „betenden Hände“ neben der romantischen Malerei eines Kaspar David Friedrich, so steht schließlich die aufklärerische Seelenhaltung neben der empfindsamen, als polare Wesenszüge einer Seele.

Was die Empfindsamen vom Sturm und Drang scheidet ist die ganz andere Stellungnahme zum unmittelbaren Gefühl und Erlebnis. Die Stürmer und Dränger leben das Gefühl, dessen Primat von vornherein feststeht. Die Empfindsamen erfahren wohl die Gefühle, nicht aber in dieser Intensität das zugrunde liegende Erlebnis. Durch die dauernde Beobachtung ihrer gefühlsmäßigen Reaktionen distanzieren sie die Empfindungen und berauben das Erlebnis seiner ursprünglichen Leidenschaft. Da sie von Liebe, Freundschaft usw. schon eine Vorstellung haben, ehe sie sie als Erlebnis kennen lernen, geben sie dem Erleben von vornherein eine ganz bestimmte, von außen herangetragene Richtung, sodaß sie zum echten Erlebnis, das nur seinen inneren Gesetzen gehorcht, nicht mehr gelangen können. Auf diese Weise entstehen so künstliche Gebilde, wie wir sie als Liebe, Ehe, Freundschaft etc. kennen gelernt haben und wie sie uns die zeitgenössische Literatur belegt, die zwar des ästhetischen Reizes durchaus nicht entbehren, aber eben doch im letzten unwahr sind. Nicht das Erlebnis mit den ihm immanenten Empfindungen hat den Primat, sondern diese hochgespannten Gefühle werden sozusagen abstrahiert, losgelöst von ihrer eigentlichen realen Grundlage und frei schwingend an sich genossen. Da jede Tendenz

---

142) vgl. Korff-Linden, a.a.O. S. 126 ff.

fehlt, fehlt auch jede Verpflichtung gegenüber der Umwelt. Die Empfindsamen ringen nicht mit den Problemen, sondern sie geben sich ihnen hin, bald sind sie von diesem, bald von jenem ganz erfüllt, ohne sich aber irgendwie zu entscheiden. Sie fliehen die endgültige Bindung, weil diese, sei es in Form der Ehe, in Gestalt künstlerischen Schaffens, oder sonstwie, stets eine Entscheidung und Festlegung verlangt. Sie aber wollen genießen, wollen sich hingeben, sich ausströmen. Die Konzentration des schaffenden Künstlers auf ein Werk, auf einen Gedanken liegt ihnen fern, sie suchen gerade die Vielheit und den Wechsel der Empfindungen und Genüsse. Der Inhalt ihres seelischen Erlebens ist reicher, vielgestaltiger geworden, die persönliche Eigenart, die gefühlsmäßige Erfassung des Lebens tritt entscheidend in den Vordergrund, aber die noch zu starke Abhängigkeit von der traditionellen Form macht diese Menschen aktionsunfähig. Sie anerkennen den Primat der Gefühle, sind aber noch nicht imstande, diese Erkenntnis mit ihrer gesamten Lebensführung in Harmonie zu bringen. Deshalb ergeben sie sich trotz des erwachten subjektiven Lebensanspruches in widerstandsloser Passivität in ihr Schicksal und gehören mit dieser Haltung noch ganz der vergangenen Zeit an. Dagegen weist die aus dieser Weltfluchthaltung sich ergebende Tendenz, den eigentlichen Bereich der Entscheidungen in eine irrealen, innere Sphäre zu verlegen, voraus auf den deutschen Idealismus und hier schon bahnt sich jene unselige Spaltung im deutschen Lebensbewußtsein an, die im 19. Jahrhundert die Einheit des deutschen Menschen so schwer gefährdete und mit deren Ueberwindung er heute noch ringt.

---

## Verzeichnis der wichtigsten verwendeten Literatur:

### Quellen:

1. Herders Briefwechsel mit Karoline Flachsland, hersg. von Hans Schauer, Schriften der Goethe-Ges., 2 Bände, Nr. 39 und Nr. 41, Weimar 1926/28.
2. Briefe an Johann Heinrich Merck von Goethe, Herder, Wieland und anderen bedeutenden Zeitgenossen, hrsg. von Karl Wagner, Darmst. 1835 (Wagner I).
3. Briefe an und von Johann Heinrich Merck, hersg. von Karl Wagner, Darmst. 1838 (Wagner II).
4. Briefe aus dem Freundeskreis von Goethe, Herder, Hoepfner und Merck, hrsg. von Karl Wagner, Lpz. 1847 (Wagner III).
5. Friedrich Heinrich Jacobis auserlesener Briefwechsel, 2 Bände, Lpz. 1827
6. Goethe, Leiden des jungen Werther, Vollst. Ausgabe letzter Hand, Band XVI.
7. Goethe, Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern, Vollst. Ausgabe letzter Hand, Band XIII.
8. Goethe, Ein Fastnachtsspiel, auch wohl zu tragieren nach Ostern, vom Pater Brey, dem falschen Propheten, Vollst. Ausgabe letzter Hand, Band XIII.
9. Goethe, Satyros oder der vergötterte Waldteufel, Vollst. Ausgabe letzter Hand, Band XIII.
10. Goethe, Der Triumph der Empfindsamkeit, Vollst. Ausgabe letzter Hand, Band XIV.
11. Goethe, Aus meinem Leben, Dichtung und Wahrheit, 12. und 13. Buch, Vollst. Ausgabe letzter Hand, Band XXVI.
12. Varnhagen van Ense, A. K., Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften, Band 4, Mannheim 1838.
13. Sophie von La Roche, Geschichte des Fräuleins von Sternheim, Dt. Lit. Denkmale des 18. und 19. Jahrhunderts, Nr. 18 (138), 1907.
14. Wieland, Geschichte des Agathon, Sämtliche Werke, Band 4, 5 und 6, Leipz. 1853 (Götschen).
15. Karl Philipp Moritz, Anton Reiser, ein psychologischer Roman, 1780/84.
16. Johann Heinrich Jungs (genannt Stilling) Lebensgeschichte, 1777—1817.
17. Johann Karl Wezel, Herrman und Ulrike, 1780, neu aufgelegt: 2 Bände, München 1919.
18. Johann Martin Miller, Beitrag zur Geschichte der Zärtlichkeit, Leipzig 1780.
19. Johann Martin Miller, Siegwart, eine Klostersgeschichte, 2 Bände, Leipz. 1776.
20. Achim von Arnim, Armuth, Reichthum, Schuld und Buße der Gräfin Dolores, hrsg. von Wilh. Grimm, 2 Bände, Berlin 1840.
21. Lawrence Sterne, Yoricks sentimental journey through France and Italy, 1769.
22. Samuel Richardson, Clarissa, 1748.

## Darstellungen und Abhandlungen:

23. Valerian Tornius, *Schöne Seelen, Studien über Männer und Frauen aus der Wertherzeit*, Lpz. 1920.
24. Müller Ad., *Aus Darmstadts Vergangenheit*, Darmstadt 1930.
25. Esselborn, Karl, *Darmstadt und sein Hof zur Zopfzeit*, Hess. Volksbücher 21/22, Friedberg 1915.
26. Ritsert, Theod., *Beziehungen berühmter Leute zu Darmst.* 1898.
27. Walther, Ph. A. F., *Die „große Landgräfin“*, Darmst. 1873.
28. Zimmermann, Gg., *Johann Heinrich Merck*, Frkf. 1871.
29. Bräuning-Oktavio, Herm., *Johann Heinrich Mercks Ehe mit Luise Franziska, geb. Charbonnier*, Arch. f. d. Stud. d. neueren Sprachen und Lit., 126, Braunschweig 1911.
30. Bräuning-Oktavio, Herm., *Merck als Verleger*, Philobiblion, 5. Jahrg. 1932, Heft 1 und 2.
31. Ludewig, Maria, *Johann Heinrich Merck als Kritiker*, Inaug.-Diss. Münster 1930.
32. Bollert, M., *Beiträge zu einer Lebensgeschichte von Franz Michael Leuchsenring*, Inaug.-Diss. Straßb. 1901.
33. Keller, Jak., *Zur Kenntnis F. M. Leuchsenrings*, Arch. f. Lit. Gesch., XIV, Lpz. 1886.
34. Sybel, Heinr., *Zwei Lehrer Friedrich Wilhelm III. in der Philosophie*, Mon.-Ber. d. kgl. preuß. Akademie der Wiss. a. d. J. 1879, Bln. 1880.
35. Haym, R., *Herder, 2 Bände*, Bln. 1880/85.
36. Bodemann, Julie von Bondeli und ihr Freundeskreis, Hann., 1874.
37. Deyks, Ferd., *Friedrich Heinrich Jacobi im Verhältnis zu seinen Zeitgenossen*, Frankf. 1848.
38. Bollnow, O. F., *Die Lebensphilosophie Friedrich Heinrich Jacobis*, Gött.Forsch., Heft 2, Stuttg. 1933.
39. Janentzky, Christ., *Johann Caspar Lavater, Die Schweiz im deutschen Geistesleben*, 53. Band, Frauenfeld und Leipzig 1928.
40. Heraeus, Otto, *Fritz Jacobi und der Sturm und Drang*, Beiträge z. Philosophie, 14, Heidelb. 1928.
41. Warnecke, Fr., *Goethe, Spinoza und Jacobi*, Weimar 1908.
42. Schmidt, Erich, *Richardson, Rousseau und Goethe*, Jena 1845.
43. Saran, Franz, *Goethes Mahomet und Prometheus*, Bausteine 14, Halle 1914.
44. Hermann, Max, *Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern*, Berl. 1900.
45. Scherer, Wilh., *Satyros und Brey*, Goethejahrbuch 1, 1880.
46. Hoppe, Karl, *Der junge Wieland, Von deutscher Poeterey*, Band 8, Lpz. 1930.
47. Uttendorfer Otto, *Zinzendorfs Weltbetrachtung*, Bln. 1929.
48. Kindermann, Heinz, *J.M.R. Lenz und die deutsche Romantik*, Wien und Lpz. 1925.
49. Unger, Rud., *Hamann und die deutsche Aufklärung*, 2. Auf. Halle 1925.
50. Unger, Rud., *Zur seelengeschichtlichen Genesis der Romantik*, Nachr. v. d. Ges. d. Wiss. zu Gött., Sonderdruck 1930.
51. Rehm, Walter, *Der Todesgedanke in der deutschen Dichtung vom Mittelalter bis zur Romantik*, Buchreihe der dt. Vierteljahresschrift, 14. Band, Halle 1928.
52. Steinhausen, Gg., *Geschichte des deutschen Briefes*, Berl. 1889.
53. Schmeer Hans, *Der Begriff der „schönen Seele“, besonders bei Wieland und in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts*, Germ. Studien 44, Bln. 1926.

54. Kluckhohn, Paul, Die Auffassung der Liebe in der Literatur des 18. Jahrhunderts und der Romantik, Halle 1922.
55. Salomon, Albert, Der Freundschaftskult des 18. Jahrhunderts in Deutschland. Diss. Heidelberg, Maschinenschrift, 1922.
56. Maduschka, Leo, Das Problem der Einsamkeit im 18. Jahrhundert, Inaug.-Diss. Mchn. 1932.
57. Stephan, Horst, Der Pietismus als Träger des Fortschritts in Kirche, Theologie und allgemeiner Geistesbildung, Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte 51, Tüb. 1908.
58. Eckhardt, Mart., Der Einfluß der Madame Guyon auf die norddeutsche Laienwelt im 18. Jahrhundert, Inaug.-Diss. Köln 1928.
59. Böhi, Hans, Die religiöse Grundlage der Aufklärung, Zürich, Lpz. und Stuttg. 1933.
60. Koch, Max, Ueber die Beziehungen der englischen Literatur zur deutschen im 18. Jahrhundert, Verhandlungen deutscher Philologen und Schulmänner, 1882.
61. Weiser, Chr. Fr., Shaftesbury und das deutsche Geistesleben, Lpz. Brl. 1916.
62. Köster, Alb., Die allgemeinen Tendenzen der Geniebewegung im 18. Jahrhundert, Inaug.-Diss. Lpz. 1922.
63. Brüggemann, Fritz, Der Kampf um die bürgerliche Welt- und Lebensanschauung in der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts, Dt. Vierteljahresschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte III, Halle 1925.
64. Brüggemann, Fritz, Die Ironie in Tiecks William Lovell und seinen Vorläufern, Inaug.-Diss. Lpz. 1909.
65. Korff, H. A., Der Geist der Goethezeit, I, Lpz. 1923.
66. Mehlis, Gg., Die Mystik in der Fülle ihrer Erscheinungsformen in allen Zeiten und Kulturen, Mchn. 1927.
67. v. Waldberg, Max, Der empfindsame Roman in Frankreich, Straßb. und Berl. 1906.
68. Wieser, Max, Der sentimentale Mensch, Gotha 1924.
69. Obenauer, K. J., Die Problematik des ästhetischen Menschen und der deutschen Literatur, 1933.
70. Peuckert Wilh. Erich, Abraham von Franckenberg und die Rosenkreuzer 1927.
71. Schneider, Ferd. Jos., Die Freimaurerei und ihr Einfluß auf die geistige Kultur in Deutschland am Ende des 18. Jahrhunderts, Prag 1909.
72. Spranger, Eduard, Lebensformen, Halle 1925.
73. Nädler, Jos., Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften, III, Regensburg 1924.
74. Hettner, Herm., Geschichte der deutschen Literatur im 18. Jahrhundert, III, 2 und III, III, 1, 4. Aufl. Braunschweig 1894.
75. Korff-Linden, Aufriß der deutschen Literaturgeschichte, 3. Aufl. Lpz. Brl. 1932.
76. Schmidt, Julian, Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von Leibnitz bis auf Lessings Tod, 2. Band, Lpz. 1862/64.

### Lebenslauf.

Am 10. Februar 1911 wurde ich, Lilli Rahn, geb. Bechmann, zu Fürth in Bayern als Tochter des Kaufmanns Hugo Bechmann und seiner Ehefrau Ida, geb. Metzger, geboren. Ich bin bayerische Staatsangehörige. In Fürth besuchte ich von September 1917 bis April 1921 die städtische Volksschule und von da an bis zum April 1927 das städtische Mädchenlyzeum. Im April 1929 trat ich, nach erfolgreich abgelegter Aufnahmeprüfung in die letzte Klasse der Oberrealschule Fürth ein, an der ich im April 1930 die Reifeprüfung ablegte.

Meine wissenschaftliche Ausbildung erhielt ich an den Universitäten Freiburg im Breisgau, Berlin, Wien und Erlangen. Während meiner 8 Semester dauernden Studienzeit hörte ich insbesondere Vorlesungen der Herrn Professoren: Witkop, Julius Petersen, Max Herrmann, Josef Nadler, Kralik, Friedrich Maurer, Benno von Wiese und Kaiserswaldau (Deutsch), — Michael, Onken, Bernhard Schmeidler (Geschichte), — Fischel, Brinkmann, Strzygowsky, Stange (Kunstgeschichte), — Heidegger, Dessoir, Herrigel (Philosophie).

Bei der Abfassung der vorliegenden Arbeit ist mir vor allem Herr Professor Dr. Benno von Wiese und Kaiserswaldau mit seinem Rat zur Seite gestanden, wofür ihm an dieser Stelle der wärmste Dank ausgesprochen sei.

---



# **Lilli Bechmann-Rahn – eine geschichtliche Würdigung\***

Theodor Verweyen

Verehrte Frau Budd!

Magnifizienz!

Meine Damen und Herren!

Der „Arbeitskreis für die Geschichte der Philosophischen Fakultät in der Zeit des Nationalsozialismus und danach“ hatte noch unter der Leitung von Herrn Ex-Dekan Franz Josef Hausmann für die Prüfung und Würdigung der Promotionen und Titelaberkennungen zwei striktere Gesichtspunkte vorgegeben: Die Promotion der Namensgeberin bzw. des Namensgebers sollte eine vielversprechende wissenschaftliche Leistung darstellen; zudem sollten, sofern möglich, die besonderen Kontexte der Entstehung der Dissertation für die Mitglieder der beiden philosophischen Fakultäten so gut wie für die Universität und die Universitätsregion von konkret faßlicher Nähe und nachhaltiger Eindringlichkeit sein. Es spricht alles dafür, daß der Promotionspreis in Lilli Bechmann-Rahn eine würdige und passende Namensgeberin gefunden hat.

1. Die Dissertation Lilli Bechmann-Rahns ist eine Studie zur Empfindsamerkeits- und Aufklärungsforschung. Sie behandelt darin jenen Zeitabschnitt der „Aufklärung“, in dem – mit Ernst Troeltsch – die „Gesamtumwälzung der Kultur auf allen Lebensgebieten“<sup>1</sup> besonders eruptiv verlaufen ist. Bereits Haupt- und Untertitel der Arbeit – „Der Darmstädter Freundeskreis. Ein Beitrag zum Verständnis der empfindsamen Seelenhaltung des 18. Jahrhunderts“<sup>2</sup> – zeigen ihre beiden wichtigsten

---

\* Rede anlässlich der Einrichtung des Lilli Bechmann-Rahn-Preises 1999.

<sup>1</sup> Ernst Troeltsch: „Aufklärung“. In: Realencyclopädie für protestantische Theologie und Kirche, Bd. 2, Leipzig <sup>3</sup>1897, S. 225–241, hier S. 225.

<sup>2</sup> Die beiden anderen germanistischen Dissertationen, die hätten in Frage kommen können, sind angefertigt von Heinz Selo: „Die ‚Freie Volksbühne‘ in Berlin. Geschichte ihrer Entstehung und ihre Entwicklung bis zur Auflösung im Jahre 1896“ (Diss. Erlangen 1930), Berlin o.J. und von Helene Levinger: „Augsburger Schultheater unter Sixt Birck (1536–1554)“ (Diss. Erlangen 1930), Erlangen 1931. Beide Arbeiten dürften von dem Berliner Theaterwissenschaftler Max Herrmann angeregt und maßgeblich geprägt worden sein; ihr Erlanger Referent war Franz Saran. – Und

Gegenstandsbereiche an: Freundschaftskult und Geselligkeitskultur zum einen, Gefühlskult und Empfindsamkeitsbewegung zum anderen. Die beiden Bereiche bestehen nun nicht beziehungslos nebeneinander, sie verschränken sich für Lilli Bechmann-Rahn auf charakteristische Weise: Der in neuen Formen geselliger Kultur sich ausbildende Freundschaftskult – literarische Zeugnisse dessen sind etwa der Brief und das Tagebuch – ist aus einer neuartigen, im säkularisierten Pietismus grundgelegten „Seelenhaltung“ hervorgegangen. Mit dem Ausdruck „Seelenhaltung“ soll dabei, so darf man wohl rekonstruieren, das emotionale Korrelat einer gefühlsorientierten Psychologie und Anthropologie bezeichnet werden – im übrigen ein Korrelat, dessen reflexive Struktur der Kantianer Karl Heinrich Heydenreich schon 1790 in seinem „System der Aesthetik“ als „Fertigkeit zu empfinden mit Interesse am Empfinden selbst“<sup>3</sup> beschrieben hat. Lilli Bechmann-Rahn kommt im Zuge ihrer Untersuchungen zu dem Ergebnis, daß der vor allem in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts nachgerade fieberhaft grassierende Freundschaftskult in der epochalen Empfindsamkeitsbewegung seine entscheidende Fundierung hat. Darüber hinaus ergibt sich aus dem Forschungsparadigma, das der Arbeit zugrunde liegt, eine Pointe besonderer Art: Der „bürgerliche“ Kultus empfindsam-geselliger Freundschaft, der ja maßgeblichen Anteil an der „Aufklärung“ als „bürgerlicher Emanzipation“ hat, wird ausgerechnet „bei Hofe“ gepflegt – im Kraftfeld des Darmstädter Hofes der „großen Landgräfin“ Henriette Christiane Caroline (1721–1774). Der Goethe der frühen Hymnenzeit, der ‚bürgerliche‘ noch und aufbegehrende Sturm und Drang-Autor, ebenso wie Herder und Johann Heinrich Merck, der große Kritiker neben und nach Lessing, gehörten in unterschiedlicher Nähe diesem Darmstädter Kreis „der Empfindsamen“ an. Dessen Höhepunkt fiel in das Jahr 1773; sein Gefühlskult war nicht zuletzt durch die weibliche Dominante mit Mitgliedern wie Herders Braut Caroline Flachsland, mit den Hofdamen Henriette von Roussillon und Luise von Ziegler und eben mit der „Großen Landgräfin“ geprägt; zu den herausragenden Zeugnissen literarisch vermittelter Empfindsamkeitshaltung avancierte die aus ihm hervorgegangene erste Publikation der gesammelten „Oden und Elegien“ Klopstocks von 1771.

---

die romanistische Dissertation von Heinrich Glaser über „Pierre-Antoine Lebrun als Lyriker“, Frankfurt/M. 1913, stammt aus dem Jahre 1911 und wurde von Julius Pirson betreut.

<sup>3</sup> Karl Heinrich Heydenreich: „System der Aesthetik“, Bd. 1, Leipzig 1790, S. 370 (UB Erlangen: Phs. VII, 23); vgl. Wolfgang Doktor u. Gerhard Sauder (Hrsg.): „Empfindsamkeit. Theoretische und kritische Texte“, Stuttgart 1976 (RUB 9835), S. 101–112, hier S. 106.

Lilli Bechmann-Rahn hat neben literarischen Texten wie Goethes Briefroman „Werther“, Jung-Stillings Autobiographie „Jugend“ oder Karl Philipp Moritz’ „psychologischem Roman“ „Anton Reiser“ vor allem die gerade erst vollständig edierte, seither als Musterfall empfindsamer Briefkultur geltende Korrespondenz Herders mit seiner Braut ausgewertet. Nicht zuletzt dies weist Benno von Wiese als Anreger und Betreuer ihrer Dissertation aus. 1929 in Bonn mit einer Arbeit über Herder habilitiert, hielt von Wiese noch als Privatdozent laut Erlanger Vorlesungsverzeichnis im Winterhalbjahr 1932/33 ein vierstündiges Kolleg über die „Deutsche Dichtung des 18. Jahrhunderts“, ließ im Sommerhalbjahr 1933 ein Oberseminar mit dem Thema „Probleme des sentimentalen Romans: Jung-Stilling, K. Ph. Moritz, Goethe“ folgen und publizierte im Jahr des Abschlusses der Dissertation von Lilli Bechmann-Rahn einen umfangreichen Forschungsbericht zur „Dichtung und Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts“<sup>4</sup> in dem dafür einschlägigen Periodikum: das alles Resultat einer mehrjährigen Beschäftigung – wie seine Autobiographie andeutet – *mit dem empfindsamen Zeitalter*.<sup>5</sup> Darüber hinaus läßt die Begründung des Dekans der Philosophischen Fakultät in einem Antrag vom 4. Juli 1938 auf Einrichtung eines persönlichen Ordinariats für v. Wiese etwas über die Art der Nachwuchsförderung sichtbar werden: *seine Promoventen [sic] betreut er hervorragend, sodass die Dissertationen die unter seiner Leitung erscheinen, einen hohen Rang einnehmen*.<sup>6</sup>

Diese von Dekan Eugen Herrigel, dem Lehrstuhlinhaber für Philosophie, formulierte Wertschätzung findet nachdrückliche Bestätigung in der Dissertation Lilli Bechmann-Rahns selber – und zwar zunächst schon aufgrund der Bewertung seitens des Doktorvaters. Benno von Wiese gibt dem gesamten Doktorexamen nicht nur die Note „sehr gut“, sondern deutet in seinem Gutachten zur Abhandlung auch deren innovative Leistung an – etwa mit folgendem Urteil: *Dabei werden einerseits die grossen Zeitgenossen Goethe, Herder neu gesehen, indem sie innerhalb des*

---

<sup>4</sup> Benno von Wiese: „Dichtung und Geistesgeschichte des 18. Jahrhunderts. Eine Problem- und Literaturschau“. In: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 12, 1934, S. 430–478. Der III. Teil des vierteiligen Berichtes hat den Titel „Empfindsamen Lebensform und rationale Dialektik“ (S. 457–470); in ihm ist auch auf die „während der Drucklegung erschienene Untersuchung“ von Lilli Bechmann-Rahn hingewiesen (S. 463, Anm. 1).

<sup>5</sup> Benno von Wiese: „Ich erzähle mein Leben“, Frankfurt/M. 1982, S. 151.

<sup>6</sup> Restakte zu Benno von Wiese: II/1/W/43, Blatt 11.

*begrenzten Rahmens des Darmstädter Zirkels entwickelt werden; andererseits für das ganze Zeitalter symptomatische Figuren wie Michael Leuchsenring erstmalig in ihrer seelengeschichtlichen Bedeutung erkannt.*

Der Rang der Dissertation wird zudem deutlich, wenn man über Benno von Wieses gutachterliche Skizze hinaus an den forschungsgeschichtlichen Kontext erinert<sup>7</sup> und aus ihm hier vielleicht einmal zwei sehr unterschiedliche Versuche heraushebt: zum einen die 1933 in Halle/S. von Wolfdietrich Rasch als Habilitationsschrift vorgelegte und 1936 im Druck erschienene Arbeit über den Freundschaftskult im 18. Jahrhundert<sup>8</sup>; sodann die vielfältigen Ansätze, Skizzen und Entwürfe zu einem Sentimentalismus-Buch, das Richard Alewyn genau in den frühen dreißiger Jahren noch vor der Vertreibung von seinem Heidelberger Lehrstuhl plante und über das wir erst jetzt genauer informiert sind.<sup>9</sup>

Daß nun selbst über diesen forschungsgeschichtlichen Stellenwert hinaus die Dissertation Lilli Bechmann-Rahns von Bedeutung geblieben und mit Gewinn zur Kenntnis zu nehmen ist, darauf sei zumindest noch mit zwei Schlaglichtern aufmerksam gemacht. So geht der erstmalige Artikeleintrag „Darmstädter Kreis“ im „Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte“, einem Standardwerk der wissenschaftlichen Germanistik, maßgeblich auf Lilli Bechmann-Rahns Dissertation zurück.<sup>10</sup>

---

<sup>7</sup> Vgl. Gerhard Sauder: „Empfindsamkeit“, Bd. 1, Stuttgart 1974, S. 12ff. (Der so dringliche 2. Band ist leider nicht erschienen.)

<sup>8</sup> Wolfdietrich Rasch: „Freundschaftskult und Freundschaftsdichtung im deutschen Schrifttum des 18. Jahrhunderts. Vom Ausgang des Barock bis zu Klopstock“, Halle/S. 1936. Vgl. dazu die hochinteressante Relektüre von Wolfgang Adam: „Wieder gelesen: Wolfdietrich Rasch: Freundschaftskult und Freundschaftsdichtung im deutschen Schrifttum des 18. Jahrhunderts“. In: Chloë 28: „Ars et Amicitia. Beiträge zum Thema Freundschaft in Geschichte, Kunst und Literatur“. FS Martin Bircher, 1998, S. 41–55.

<sup>9</sup> Vgl. Carsten Zelle: „Von der Empfindsamkeit zum l'art pour l'art. Zu Richard Alewyns geplanten Sentimentalismus-Buch“, in: Euphorion 87, 1993, S. 90–105, bes. S. 100–105.

<sup>10</sup> Vgl. Wolfgang Hiepe: Art. „Darmstädter Kreis“, in: Reallexikon der deutschen Literaturgeschichte, 2. Aufl., Bd. 1, Berlin 1958, S. 222f. Zu nennen wäre ferner die Arbeit von Valerian Tornius: „Die Empfindsamen in Darmstadt. Studien über Männer und Frauen aus der Wertherzeit“, Leipzig o.J. (1910).

Und schließlich ist sie im Nachwort zur Faksimileausgabe „Klopstocks Oden und Elegien“ von 1974 in umfänglicher Weise aufgenommen und verarbeitet.<sup>11</sup>

Ein *erstes Resümee* darf daher lauten: Lilli Bechmann-Rahns Dissertation gehört in den moderneren Forschungskontext einer Empfindsamkeitsforschung, die das emanzipierende Potential von Kunst und Künstlertum zu entdecken begann.

2. Die der gedruckten Dissertation angefügte Vita ist vor dem Hintergrund der politischen Spannungen der Zeit in Universität und Gesellschaft prima facie unauffällig. 1911 als einziges Kind des Kaufmanns Hugo Bechmann in Fürth geboren – und somit bayerische Staatsangehörige –, nahm sie nach der Reifeprüfung im April 1930 das Studium der Germanistik, Geschichte und Kunstgeschichte sowie Philosophie in Freiburg/Br. auf, setzte es in Berlin und Wien fort, um sich schließlich am 25. Oktober 1932 in ihrem 6. Semester für Germanistik als erstes Promotionsfach an unserer Universität einzuschreiben. Soweit eruiert, scheint nur unter den Immatrikulationsdaten, nicht aber im Promotionsgesuch „israelitisch“ als Angabe über ihre Religionsgemeinschaft auf. Die geltende Promotionsordnung sah in § 2 den Nachweis der Staatsangehörigkeit, nicht jedoch zur Religionszugehörigkeit vor; ferner war ein Universitätsstudium *von wenigstens 6 Semestern*, von denen *mindestens 2 an der Universität Erlangen verbracht* sein mußten, zu belegen. In ihrem dritten Erlanger und neunten Gesamtsemester – am 17. Februar 1934 – legte die gerade 23jährige mit Bravour das Rigorosum ab. Noch im selben Jahr brachte sie ihre Dissertation im Druck heraus. Unter den 18 Professoren, die namentlich die Zulassung zur mündlichen Prüfung befürwortet hatten, wünschten acht ein Druckexemplar der Arbeit – neben dem Doktorvater und dem Mediävisten Friedrich Maurer unter anderem der Altphilologe und Dekan Alfred Klotz, der Philosoph Hermann Leser und der Historiker für Mittlere und neuere Geschichte Bernhard Schmeidler.

Nun, so bruchlos-ungefährdet dieser akademische Lebenslauf auch erscheinen mag – hinzu kommt noch das private Glück der Heirat mit Alfred Rahn in Fürth am 3. Juli 1933 –, so scheinhaft-trügerisch ist er auch. Eine genealogische Darstellung der Bechmann-Familie von 1935 leitet die Verfasserin Lilli Bechmann-Rahn unter anderem mit folgender Bemerkung ein: *In einer Zeit, in welcher so viele jüdische Familien über alle Teile der bewohnten Erde zerstreut werden, gewinnt die Familien-*

---

<sup>11</sup> Klopstocks Oden und Elegien. Faksimiledruck“, mit einem Nachwort hrsg. v. Jörg-Ulrich Fechner, Stuttgart 1974 (= Slg. Metzler: Bd. 126), bes. S. 3<sup>ff</sup>.

und Sippengeschichte als letztes einigendes Band erhöhte Bedeutung.<sup>12</sup> Unabhängig von der höchst interessanten Variante in der Funktionentypik memorialkultureller Identitätsstiftung wird mit der kargen Vorbemerkung durchaus ein Reflex politischer Wahrnehmung der Zeit greifbar, der zugleich seine eigene universitäts- und fachpolitische Signifikanz hat. Das soll an dieser Stelle mit wenigen Beispielen aus der Liste der Hochschullehrer, die im gedruckten Lebenslauf teilweise mit Dank erwähnt sind, kurz illustriert werden. Geht man nämlich diese Liste durch, so stellt sie sich alsbald als eine solche dar, die die spannungsreiche politische Gemengelage in den Disziplingeschichten der frühen dreißiger Jahre wortwörtlich „in corpore“ repräsentiert.

Beim Studium in Berlin gehörte der Besuch der Vorlesung jenes Gelehrten, der national und international im Ruf stand, der „erste Germanist Deutschlands“ zu sein – Julius Petersen –, zur unumgänglichen Obligatorik; zugleich jedoch sind sein Name und Werk untrennbar mit dem Teil der Fachgeschichte verbunden, die sich als traditionell nationalpädagogisch orientierte Germanistik bereitwillig in den Dienst des Nationalsozialismus stellte.<sup>13</sup> Dem steht nun am selben Studienort im Vorlesungsprogramm jener andere Hochschullehrer gegenüber – der Jude Max Herrmann –, auf den die Gründung des Theaterwissenschaftlichen Instituts 1923 in Berlin zurückgeht, der am 1. Mai 1933 in einem Brief an den Preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung gegen die von der Deutschen Studentenschaft verbreitete „Erklärung wider den undeutschen Geist“ – Vorspiel der Bücherverbrennung – protestiert und zwangspensioniert wird (und 1942, zusammen mit seiner Frau in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert, am 16./17. November im Alter von 77 Jahren der KZ-Tortur erliegt, während sich die Spuren seiner Frau 1944 im Konzentrationslager Auschwitz verlieren).<sup>14</sup>

---

<sup>12</sup> Die titellose Darstellung von „Geschichte und Stammbaum der Familie Bechmann“ – unterzeichnet mit „Fürth in Bayern, November 1935. Dr. Lilli Rahn, geb. Bechmann“ – liegt mir auf Vermittlung von Herrn Markus Paul in einer Kopie der maschinenschriftlichen Fassung aus dem Besitz der Töchter Lilli Bechmann-Rahns, Ruth Budd und Evy Davis (USA), vor.

<sup>13</sup> Petra Boden/Bernhard Fischer: „Der Germanist Julius Petersen (1878–1941). Bibliographie, systematisches Nachlaßverzeichnis und Dokumentation“, Marbach a. Neckar 1993, S. 10.

<sup>14</sup> Vgl. „Max Hermann und die Anfänge der deutschsprachigen Theaterwissenschaft“, Berlin 1992 (= Ausstellungsführer der Universitätsbibliothek der FU Berlin: Nr. 26, mit den Beiträgen von den Erlanger Studierenden der Theaterwissenschaft Stefan Corssen und Mechthild Kirsch), S. 16f. Siehe jetzt auch detaillierter Stefan Corssen: „Max Herrmann und die Anfänge der Theaterwissenschaft“ (Diss. Erlangen 1997), Tübingen 1998 (= Theatron: Bd. 24), S. 67–85.

Wenn Lilli Bechmann ihr Studium dann in Wien fortsetzt und das germanistische Kolleg Josef Nadlers hört, kommt sie mit einer Literaturgeschichtsschreibung in Kontakt, die von „Leitgedanken“ wie dem folgenden bestimmt wird: *Alle europäischen Völker haben, solange sie gesund und eigenständig waren, die Wohngemeinschaft mit den Juden als unwillkommen und gefährlich empfunden. Alle die jung aufstrebenden westeuropäischen Volksstaaten des Mittelalters haben die Juden unter sich bis auf die Wurzeln ausgerottet.*<sup>15</sup>

Und wie steht es um Studienbeginn und -ende in Freiburg/Br. und Erlangen? Lilli Bechmann bleibt neben den Fächern des Hauptstudiums auch der Philosophie treu, in die sie durch Martin Heidegger eingeführt worden war – durch *den* Repräsentanten der deutschen Philosophie der Zeit, der am 27. Mai 1933 seine (unrühmliche) Rektoratsrede „Die Selbstbehauptung der deutschen Universität“ mit den Worten des Sokrates aus Platons „Politeia“ „τὰ [δὲ] μέγала πάντα ἐπισηαλῆ“ beendete und für das von braunen Sturmabteilungen beherrschte Auditorium die eigenwillige Übersetzung „Alles Große steht im Sturm“ nachlieferte – nein, nicht eine eigenwillige, vielmehr trügerische, den Erwartungen des Tages genügende, der Universität ihre gewisse Zukunft prognostizierende Adaption des in sein Gegenteil verkehrten Gedankens Platons, dessen angemessene Übertragung in Schleiermachers klassischer Wiedergabe verräterisch hätte lauten müssen: „Denn alles Große ist auch bedenklich“.<sup>16</sup>

Der Erlanger Eugen Herrigel wiederum, Lilli Bechmanns hiesiger ‚Lehrer‘ der Philosophie, berichtet über den Verlauf einer Vortragsreise im November 1934 in Holland, auf der er sich vor dem universitären Publikum in Utrecht, Leiden, Groningen, Amsterdam und Kampen zugunsten der antijüdischen Politik der NS-Regierung äußerte – und zwar, eine deutsche Sonderrolle beanspruchend, ungefähr in dem folgenden

---

<sup>15</sup> Josef Nadler: „Literaturgeschichte des Deutschen Volkes. Dichtung und Schrifttum der deutschen Stämme und Landschaften“, Bd. 4: Reich (1914–1940), Berlin 1941 S. 2, S. 5. Vgl. dazu Walter Müller-Seidel: „Wissenschaft im 20. Jahrhundert. Vorläufiger Bericht über den Fall des Germanisten Hans Schwerte“, in: Marbacher Arbeitskreis für Geschichte der Germanistik. Mitteilungen 1997, Doppelheft 11/12 (15. Juli), S. 1–15, bes. S. 8–11.

<sup>16</sup> Siehe Hugo Ott: „Martin Heidegger. Unterwegs zu seiner Biographie“, Frankfurt a.M./New York 1988, bes. S. 131–246: „Das Mißlingen des Rektorates“, hier S. 161–162. Vgl. Bernd Martin: „Einführung: ‚Alles Große ist auch gefährdet‘ – Der Fall Heidegger(s)“. In: ders. (Hrsg.), „Martin Heidegger und das ‚Dritte Reich‘. Ein Kompendium“, Darmstadt 1989, S. 3–13, hier S. 3f.

Tonfall: *Freilich – auch den Holländern fällt es nicht leicht, uns zu verstehen. Deutsches Leben und Schicksal ist von jeher zu eigenartig gewesen, als dass es sich auf bequeme Begriffe bringen liesse. Und dann hat man vor allem auch in Holland vom Nachkriegsdeutschland nur sehr dürrtliche Vorstellungen. So z. B. in der Judenfrage. [...] Ueber eine Stunde lang versuchte ich ihn [den Praeses der Leidener Studentenschaft, einen auffallend klugen Studenten aus alter holländischer Familie, der (...) auch Fremdem gegenüber durchaus aufgeschlossen ist] darüber aufzuklären, dass uns in Deutschland keine andere Wahl mehr blieb, dass es einfach ein Akt der Notwehr war, den jüdischen Einfluss in Politik, Wirtschaft, Presse, Wissenschaft, Kunst u.s.w. [radikal: hsl. getilgt] auszuschalten, wenn nicht jüdischer Geist uns vollends überwuchern sollte.*<sup>17</sup> Nun, meine Damen und Herren, noch ist es hier ‚lediglich‘ das Programm des „Auslandseinsatzes der deutschen Geisteswissenschaften“ und noch nicht das Programm ihres „Kriegseinsatzes“, dem nicht zuletzt bedeutendste Germanisten – auch der Nachkriegszeit – beflissen ihre Stimme liehen!<sup>18</sup> Dem steht wiederum im Veranstaltungspensum von Lilli Bechmann-Rahn einer jener wenigen Hochschullehrer gegenüber – der Historiker für Mittlere und neuere Geschichte Bernhard Schmeidler –, die für ihr kritisches Einstehen bezahlt haben. Das Amtsblatt der amerikanischen Militär-Regierung und des Oberbürgermeisters der Stadt Erlangen vom 29. März 1946 teilt in der Spalte „Von der Universität“ mit: *Im Jahre 1936 wurde der ordentliche Professor für mittlere und neuere Geschichte, Dr.*

---

<sup>17</sup> „Bericht über die Vortragsreise des Prof. Dr. E. Herrigel, Erlangen, in Holland“, ohne Datum, Eingang beim Rektor der Universität Erlangen am 22.01.1935, maschinenschriftlich S. 4f.: Personalakte Eugen Herrigel, Universitätsarchiv der Universität Erlangen: II/1/H/80, Bl. [43]–[48], hier Bl. [46]–[47]. Über diese Vortragsreise im November 1934, zu der Herrigel die Einladung am 10. Oktober von Professor J. F. van Voorst Vader (Utrecht) erhielt, hat der Philosoph zwei Berichte angefertigt; die kürzere Version vom 18.01.1935 (PA, UA: II/1/H/80, Bl. [39]–[41]) enthält noch nicht „die allgemeinen Eindrücke, die ich in Holland empfang“ (ebd., Bl. [42]). Die ausführliche Fassung, um die der Rektor Reinmöller ersucht hat, wurde dann auch an das Staatsministerium für Unterricht und Kultus nach München weitergeleitet: Eingangsstempel vom 22.06.1935, und befindet sich heute im Bayer. Hauptstaatsarchiv München: Mk 43749 (PA Eugen Herrigel). – Zu Herrigel vgl. die Erlanger Diss. von Claudia Schorcht: „Philosophie an den bayerischen Universitäten 1933–1945“, Erlangen 1990, S. 90–95.

<sup>18</sup> Siehe Frank-Rutger Hausmann: „‘Deutsche Geisteswissenschaft‘ im Zweiten Weltkrieg. Die ‚Aktion Ritterbusch‘ (1940–1945)“, Dresden/München 1998 (Schriften zur Wissenschafts- und Universitätsgeschichte 1), bes. S. 15–98 und S. 169–176.

*Bernhard Schmeidler, wegen mißfälliger Äußerungen über den „Führer“ mit einer stark gekürzten Pension aus seinem Amt entlassen. [...] Die Universität sah es als eine Ehrenpflicht an, Professor Sehmeidler wieder in seine Amtsstellung als o. Professor einzusetzen. Indes, gesundheitliche Gründe zwangen Schmeidler, von der neuerlichen Ausübung der Amtspflichten sich entbinden zu lassen.*<sup>19</sup>

Ein zweites Resümee liegt nahe: Angesichts der politischen und ethnischen Barbarei, die hier mit einigen Beispielen anzudeuten war, muß es verwundern, daß die Jüdin Lilli Bechmann-Rahn 1934 überhaupt noch in der Sprache und Literatur der Verfolger ihrer Religionsgemeinschaft und Lebenswelt die Graduierung anstrebte. Im Hinblick auf die kulturelle Assimilation der Juden in Deutschland seit dem Aufklärungsjahrhundert ist es das freilich auch wieder nicht. Ruth Budd hat in einem Beitrag zu dem Sammelband „We shall not forget“ ihre Eltern als *quite assimilated Jews* und *well educated*<sup>20</sup> charakterisiert.

Als sich Lilli und Alfred Rahn wegen der wachsenden Bedrohung Ende 1935 mit dem Gedanken der Emigration vertraut machten und in den USA deren Möglichkeiten erkundeten, kehrten sie vorzeitig zurück, um ihr erstes Kind (Ruth, geb. am 15. Juni 1936) in Deutschland zur Welt kommen zu lassen – in der Annahme, das Nazi-Regime *could not last – after all, Germany was the country of Goethe and Beethoven*<sup>21</sup>, einer fast tödlich-irrigen Annahme. Nach einer vierzehnmonatigen Haft Alfred Rahns angeblich wegen Devisenvergehens (bis Februar 1939), nach aufsehenerregenden Berichten in der „New York Times“ über die Juden-Pogrome und der Deportation einer Großmutter Lilli Rahns nach Theresienstadt (wo sie umkam) war die Zeit reif für die Flucht über Paris in die Vereinigten Staaten von Amerika (April 1939), die der Familie Rahn-Bechmann trotz der (vermeintlichen) Straftat des Devisenvergehens eine neue Heimat gaben.<sup>22</sup>

---

<sup>19</sup> Amtsblatt der Militär-Regierung und des Oberbürgermeisters der Stadt Erlangen. Gedruckt vom Erlanger Tagblatt, Freitag 29.3.1946, Nr. 49, fol. 2<sup>r</sup>. – Zu Schmeidler vgl. Alfred Wendehorst: „Geschichte der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg 1743–1993“, München 1993, S. 168, S. 186.

<sup>20</sup> Ruth R. Budd: „A Refugee Family“, in: „We Shall Not Forget“, a.a.O., S.48.

<sup>21</sup> Ebd., S. 49.

<sup>22</sup> Ebd., S. 50 ff.

Diesen – für den heutigen Abend modifizierten – Bericht<sup>23</sup> hat sich der „Arbeitskreis für die Geschichte der Philosophischen Fakultät in der Zeit des Nationalsozialismus und danach“ auf seiner Sitzung am 25. Februar 1998 zu eigen gemacht und der einmütigen Empfehlung an die beiden Philosophischen Fakultäten auf Einrichtung eines Promotionspreises des Namens Lilli Bechmann-Rahn-Preis zugrundegelegt.

Ich danke Ihnen für Ihre Aufmerksamkeit.

---

<sup>23</sup> Den umfanglicheren „Bericht zur Frage eines Promotionspreises ‚Lilli Rahn-Bechmann‘ der Philosophischen Fakultäten der FAU Erlangen-Nürnberg“ vom 01.01.1998 habe ich den Mitgliedern des „Arbeitskreises“ mit Schreiben am 12.01.1998 zugeleitet. Den Bericht versah ich aus hier nicht näher zu erläuternden Gründen mit folgender Vorbemerkung: *Die Bemühungen des „Wissenschaftlichen Arbeitskreises“, einen Philosophischen Promotionspreis zu etablieren, stehen in engstem Zusammenhang mit dem Schwerte/Schneider-Fall, der das Ansehen der Fakultät wie der Universität in Mitleidenschaft gezogen hat, und sind daher auch von diesem ursprünglichen Kontext nicht ablösbar. Bestimmt von dem Wiedergutmachungsgedanken, daß den akademischen Opfern des nationalsozialistischen Unrechtssystems nach über fünfzig Jahren endlich Gerechtigkeit widerfahre, haben sie ihr zentrales Anliegen darin, mit dem symbolischen Akt der jährlichen Verleihung des Preises die Erinnerung an die geschichtliche Schuld der deutschen Universität wachzuhalten und zugleich das Verständnis für das Gebot der Sühne zu fördern. Hieraus leitet sich für den Arbeitskreis auch die feste Überzeugung ab, daß ein solcher Preis nicht allein einen Namen haben sollte, sondern mehr noch einen Namen aus dem Kreis der Opfer tragen muß.*

[Den Ausführungen liegen im besonderen als Quellen und Schriften zugrunde:

die Matrikel der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen. SS 1930–SS 1933;

die Promotionsordnung der Philosophischen Fakultät vom 22.8.1928 bzw. 2.12.1929;

der Promotionsakt Lilli Rahn (geb. Bechmann aus Fürth i.B.) der Philosophischen Fakultät, Dekanatsjahr 1933/34, Nr. 13;

die Dissertation von Lilli Rahn-Bechmann: „Der Darmstädter Freundeskreis. Ein Beitrag zum Verständnis der empfindsamen Seelenhaltung des 18. Jahrhunderts“, Erlangen (Druckerei Karl Döres) 1934;

die Restakte zu Prof. Dr. Benno von Wiese und Kaiserswaldau (FAU Erlangen-Nürnberg, Universitätsarchiv: II/1/W/43);

Vorlesungsverzeichnis der Bayer. Friedrich-Alexander-Universität Erlangen. 1930–1935 (FAU Erlangen, Universitätsbibliothek: H 72/AL 37230–1930/35);

der publizistische Artikel von Ruth R. Budd: „A Refugee Family Aided by the Attorney General of the U.S.“, in: Carole Garbuny Vogel (Hrsg.), *We Shall Not Forget! Memories of the Holocaust*, Lexington/Massachusetts 1994, S. 48–55.

Allgemeinere literaturwissenschaftliche Schriften und weitere Quellen, auf die gelegentlich in der Begründung Bezug zu nehmen ist, sind nicht hier, sondern an entsprechender Stelle in den Fußnoten angeführt.

Für wichtige Hilfen bei der biographischen Recherche danke ich meinem Doktoranden Markus Paul; ebenso bin ich zu Dank verpflichtet Herrn Prof. Dr. Alfred Wendehorst und seinem Mitarbeiter im Universitätsarchiv Dr. Clemens Wachter für die Bereitstellung der Archivalien und für hilfreiche Auskünfte.]



## Zur Vita Lilli Bechmann-Rahns<sup>1</sup>

Peter Gelius

Lilli Bechmann wurde am 10. Februar 1911 als einziges Kind des Kaufmanns Hugo Bechmann und seiner Frau Ida in Fürth/Bayern geboren. Als Tochter einer angesehenen und wohlhabenden jüdischen Familie standen ihr alle Möglichkeiten offen. Im April 1930 nahm sie trotz anfänglicher Bedenken ihrer Eltern das Studium der Germanistik, Geschichte und Kunstgeschichte sowie der Philosophie auf. Sie studierte in Freiburg im Breisgau, Berlin, Wien, und ab Oktober 1932 in Erlangen.

Im Juli 1933 heiratete sie Alfred Rahn. Neben der wissenschaftlichen Arbeit war Lilli Bechmann-Rahn in dieser Zeit auch künstlerisch tätig und veröffentlichte zusammen mit anderen jungen Dichtern einen Lyrikband.

Am 17. Februar 1934, mit nur 23 Jahren, legte sie als jüngste und zugleich letzte jüdische Promovendin der Friedrich-Alexander-Universität ihr Rigorosum mit Bravour ab. Im gleichen Jahr wurde ihre Dissertation „Der Darmstädter Freundeskreis. Ein Beitrag zum Verständnis der empfindsamen Seelenhaltung des 18. Jahrhunderts“ als Buch veröffentlicht, das noch heute als Standardwerk auf diesem Forschungsgebiet gilt.

Lilli Bechmann-Rahn wurde von ihrer Tochter Ruth später als „sehr assimiliert, nicht religiös“ beschrieben. In dem ihrer Dissertation angehängten Lebenslauf bezeichnet sie sich selbst als „bayerische Staatsangehörige“, doch findet sich in der gesamten Dissertation keinerlei Hinweis auf die zunehmend schwierigen Umstände, unter denen Lilli Bechmann-Rahn als Jüdin in der NS-Zeit zu leiden hatte und unter denen ihre Doktorarbeit entstand.

Allerdings beschäftigte sie sich bereits ab 1933 verstärkt mit der Erforschung der Familiengeschichte (die sie bis ins Jahr 1666 zurückverfolgte), unter anderem aus Angst, dass unter dem neuen Regime Dokumente vernichtet werden könnten. Ab

---

<sup>1</sup> Zur weiteren Lektüre über Lilli Bechmann-Rahn sei der Band *Kugler, Hartmut (Hrsg.): Lilli Bechmann-Rahn-Preis. Erlangen, 1999* empfohlen.

Ende 1935 trugen sie und ihr Mann sich mit dem Gedanken an Emigration. Sie reisten in die USA, um die Möglichkeiten für einen dauerhaften Aufenthalt zu erkunden. Auf ein baldiges Ende des Nationalsozialismus hoffend, kehrten sie 1936 jedoch zur Geburt ihrer ersten Tochter Ruth nach Fürth zurück, damit das Kind in Deutschland zur Welt käme.

Ihre endgültige Emigration wurde dadurch beinahe unmöglich, denn Alfred Rahn wurde wegen angeblicher Devisenvergehen für 14 Monate inhaftiert. Währenddessen liefen die Visa der Familie für die USA aus, und nur durch Intervention des amerikanischen Innenministers beim US-Konsulat in Stuttgart konnte die Ausstellung neuer Visa erreicht werden. Die Deportation von Lilli Bechmann-Rahns Großmutter in das Konzentrationslager Theresienstadt war schließlich der konkrete Auslöser dafür, dass die Familie im April 1939 über Paris in die USA ausreiste.

Die Rahns ließen sich in Denver/Colorado nieder. Einige Zeit unterrichtete Lilli Bechmann-Rahn an der dortigen Universität und gab Sprachkurse für US-Soldaten, um sie auf den Kampf in Deutschland vorzubereiten. Am 18. April 1940, gut ein Jahr nach ihrer Emigration, erkannte ihr die Friedrich-Alexander-Universität den Dokortitel ab.

1945 wurde ihre zweite Tochter Evelyn geboren. Lilli Bechmann-Rahn gab zwar noch jahrelang Sprachunterricht, fand jedoch nicht in die Wissenschaft zurück. Sie widmete sich stattdessen der Arbeit für die amerikanische zionistische Frauenorganisation „Hadassah“. Unter anderem leitete sie Reisen nach Israel und trug zum Aufbau medizinischer Einrichtungen bei. Im Hadassah-Krankenhaus in Jerusalem wurde deshalb ein Gedenkraum für sie eingerichtet. Ihre Tochter Ruth berichtet, dass ihre Mutter zwar ein „gutes erfülltes Leben“ geführt habe, dass sie die Umstände der Emigration jedoch völlig verändert hätten. Nie habe sie über ihre Erfahrungen als Dichterin und Geisteswissenschaftlerin oder über die Arbeit an der Universität und ihrer Dissertation gesprochen. Lilli Bechmann-Rahn starb am 27. Dezember 1970 im Alter von 59 Jahren in Denver/Colorado an Krebs.

### **Zu den aberkannten Dokortiteln**

In der Zeit des Nationalsozialismus entzog die Friedrich-Alexander-Universität insgesamt 163 Personen die Doktorwürde. In den meisten Fällen erfolgte die Aberkennung, nachdem den Betroffenen die deutsche Staatsbürgerschaft entzogen wor-

den war. Laut einem Erlass des Preußischen Ministers für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung von 1934, der ein Jahr später auch in Bayern Anwendung fand, waren diese Personen auch der „deutschen Doktorwürde ... in jedem Falle ... unwürdig“. Die Philosophische Fakultät der Friedrich-Alexander-Universität erkannte insgesamt 35 Dokortitel ab, die zwischen 1891 und 1934 verliehen worden waren. Zu den Opfern zählten neben Lilli Bechmann-Rahn u.a. der spätere Rabbiner der Hamburger Reformsynagoge, Bruno Italiener, und Emanuel Lasker, einer der größten Schachspieler aller Zeiten und bislang einziger deutscher Schachweltmeister.

### **Zum Lilli Bechmann-Rahn-Preis**

Seit 1999 verleiht die Philosophische Fakultät der Friedrich-Alexander-Universität den nach Lilli Bechmann-Rahn benannten Promotionspreis, der hervorragende Dissertationen auszeichnet und zugleich stellvertretend das Andenken aller Doktorinnen und Doktoren ehrt, deren Titel in der Zeit des Nationalsozialismus von der Philosophischen Fakultät aberkannt wurden.

Zuvor hatte der Arbeitskreis „Geschichte der Philosophischen Fakultät während des Nationalsozialismus und danach“ unter dem Eindruck des Schneider-Schwerete-Skandals drei Jahre lang unter anderem die Aberkennung von Dokortiteln durch die Fakultät in der NS-Zeit untersucht. Er kam zu dem Schluss, dass die Aberkennungen ein „Unrecht von Anfang an“ darstellten und daher ungültig seien. Eine formale Wiederzuerkennung der Titel sei daher nicht erforderlich.

Nach den Vorstellungen des Arbeitskreises sollte der neue Promotionspreis den Namen eines der Opfer tragen, wobei sowohl die Qualität der wissenschaftlichen Leistung als auch die Eindringlichkeit des Entstehungskontextes berücksichtigt werden sollte.

Basierend auf dem Bericht Theodor Verweyens, der im vorliegenden Band in verkürzter Form abgedruckt ist, befand der Arbeitskreis, dass Lilli-Bechmann-Rahn beide Gesichtspunkte in besonderer Weise erfüllt. Einerseits ist ihre Arbeit von großer Bedeutung für die Forschung zum Darmstädter Kreis und zur „Empfindsamkeit“. Andererseits werden an ihrem Beispiel als letzter Promovendin jüdischer Konfession an der Friedrich-Alexander-Universität während des NS-Regimes die Beschädigungen, die den Promovierten wie ihrer Fakultät zugefügt wurden, besonders nah und konkret fasslich.

Philosophische Fakultät.

I. Lilli R a h n geb. Bechmann geb. 10. Februar 1911 zu Fürth, hat am 17. Februar 1934 die Promotionsprüfung zum Dr. phil. bestanden. Das Dr. Diplom wurde ihr am 2. Mai 1934 ausgehändigt.

II.

Dem

Herrn Rektor

zurückgereicht.

Nach Ziff. 11 des Erlasses vom 16. Dezember 1936 - W Ia 1910/36 sowie auf Grund des Erlasses vom 15. April 1937 - W F 834 - " erweist sich einer deutschen Doktorwürde in jedem Fall als unwürdig, wer gemäß § 2 des Reichsgesetzes über den Widerruf von Einbürgerungen und die Ab-erkennung der deutschen Staatsangehörigkeit vom 14. Juli 1933 (RGBl. I S. 480) der deutschen Staatsangehörigkeit vom ~~1933~~ für verlustig erklärt worden ist."

Da in dem vorliegenden Fall der Lilli R a h n geb. Bechmann dieser Tatbestand gegeben ist, genügt diese Feststellung, um die hiermit beantragte Entziehung der Doktorwürde zu begründen.

Erlangen, den 18. April 1940.



Ludwig  
Dekan.

Nr. 1163.

G.R. mit 1 Beilage an die  
Herrn Dekane

mit dem Ersuchen um Äußerung zur Frage der Entziehung des Doktor-Titels.  
Erlangen, den 19.4.1940.

Der Rektor.

I. V.  
Herrig

Rinn